
LIBRARY OF CONGRESS


THE LIBRARY OF CONGRESS


THE LIBRARY OF CONGRESS

Lesebuch

für die

deutsche Jugend.

Eine Sammlung

von

Erzählungen, Beschreibungen und Gedichten, zu Deklamations-, Verstandes- und Sprach-Uebungen, besonders aber zur Erweckung eines poetischen Sinnes.

Von

T. G. Schröer,

Professor.



Preßburg, 1839.

Verlag von Joseph Landes.

Weber's Buchdruckerei.

Vorrede.

Es ist endlich allgemein anerkannt worden, daß die Kenntniß der Muttersprache die Grundlage alles Wissens sei; denn in ihr und mit ihr entwickeln sich im Kindesalter die ersten Empfindungen und Begriffe. Sollen nun diese tiefere Wurzel schlagen, so muß jene, als das eigenthümliche Werkzeug, fortgebildet werden, das heißt, man muß sie vollkommen verstehen lernen, um die Bedeutung ihrer Wörter und Ausdrücke genau zu kennen, und Begriffe sowohl, als Verhältnisse der Begriffe, wie sie durch Töne bezeichnet werden, klar zu denken und genau zu unterscheiden.

Höchst unnatürlich ist man ehedem beim Unterricht verfahren, indem man ihn durch fremde Sprachen zu begründen suchte. Dadurch wurden nemlich die frühern Begriffe größtentheils erstickt, und das erlernte Wort war ohne innigerm Zusammenhang mit dem Gedanken. Man kann wohl fremde Sprachen lernen, doch nicht, um an ihnen die erste Ent-

wickelung der Fähigkeiten zu bezwecken. Dieß muß durch die Muttersprache geschehen. Erst wenn sich der junge Mensch in ihr bequem und fertig auszudrücken versteht und dadurch im Denken fester geworden ist, darf man ohne Verwirrung und Hemmung zu befürchten, zu einer fremden Sprache übergehen. Lernt man aber eine solche durch die Muttersprache, dann muß der Erfolg von großer Wirkung sein und die Seele erweitert den Kreis ihrer Vorstellungen, ohne an Klarheit des Bewußtseins zu verlieren.

Wo übrigens keine Nebenumstände oder besondere Gelehrsamkeit fremde Sprachen erfordern, ist es zur Ausbildung des Geistes hinlänglich, seine Muttersprache zu verstehen. Aber diese Kenntniß ist auch selbst dem Nichtgelehrten nöthig; denn es soll doch jeder Mensch zum völligen Bewußtsein seiner Gedanken und Empfindungen kommen und im Stande sein, sie mit dem rechten Worte zu bezeichnen.

Je vollkommener aber eine Sprache an sich ist, desto ersprießlicher wird sie auf die Bildung des Geistes wirken, und wir Deutsche sollen um so mehr an unsrer Muttersprache

halten, weil von den lebenden ihr wenige an Ausbildung, Kraft und Reichthum gleichkommen. Das erkennen nun bereits die ersten Nationen von Europa, welche sich in unsern Tagen mit der Erlernung derselben viel beschäftigen, und es soll uns, obschon wir unter Völkern verschiedener fremden Zungen wohnen, nie das erhebende Gefühl verlassen, zu dem großen Volke der Deutschen zu gehören. Auch werden uns unsere magyarischen Landsleute für den Erwerbfleiß und die mannigfaltigen Künste, die wir ins Land gebracht haben, den Besitz unsrer Muttersprache gönnen, wie sie selbst eben jetzt so eifrig sind, die ihrige in Aufnahme zu bringen.

Der Unterricht in der Sprachlehre muß aber auch durch Beispiele ergänzt werden, durch eine Auswahl Alles dessen, was von deutschen Schriftstellern für das frühere Jugendalter geschrieben worden. Eine solche enthält dieses Lesebuch, das seine Erscheinung unter so vielen anderen bereits vorhandenen nur dadurch entschuldigen kann, daß ein solches Buch in unserm Vaterlande wieder ganz eigen sein müsse. — Es gehört dieses Buch

zunächst für Knaben von 10—14 Jahren. In diesem Alter greifen sie gewöhnlich schon nach Büchern; aber es ist nicht gut, wenn man ihnen deren viele und ohne Auswahl in die Hände gibt. Besonders nachtheilig wirken jene süßlichen Kinderschriften, die durch ihren flachen Inhalt für den Augenblick unterhalten, aber keine Gedanken, und von Empfindungen gerade nur die weichlichsten wecken. Wer in seiner Jugend solche Schriften benützt, gewöhnt sich an die unselige Vielleserei, wird Bücher verschlingen ohne verständiger und besser zu werden und so zerstreut, so mit kleinlichen Dingen und Träumereien beschäftigt sein, daß er weder zu ernsten anhaltenden Studien, noch zu männlicher Thatkraft fähig wird. Aber auch bei diesem Lesebuche ist eine verständige Methode zu rathen. Erstens darf es nicht in einem fort gelesen werden, denn sonst geht Vieles von dem gehaltvollen Inhalt verloren; der Lehrer lese vielmehr einzelne Stücke selbst vor, oder lasse sie von dem Schüler in seiner Gegenwart laut lesen. Dann müsse alles dem Wort und Sinne nach er-

klärt, das Schöne, Wahre und Gute aufgesucht, und wie bei dem Lesen römischer und griechischer Schriftsteller zur Aufklärung des Verstandes und zur Bildung des Herzens angewandt werden.

Solches Lesen wirkt dann besonders auf den poetischen Sinn, der noch immer zum Nachtheil wahrer Humanität bei der Erziehung zu wenig Pflege erhält. Es ist dieß nämlich diejenige Denk- und Empfindungsweise, in welcher die Einbildungskraft durch feinen Verstand, richtigen Geschmack und natürliches Gefühl gebildet und geleitet, überall das Edle auffaßt, sich eigen macht und anwendet. Nicht nur der Dichter und Künstler, kein gebildeter Mensch kann diesen wohlthätigen Sinn entbehren. Denn er wirkt in uns eine beständige Aufmerksamkeit auf Ordnung, Schicklichkeit und Anstand, und erhebt den Geist zu der Anschauung des Schönen und Erhabenen; vorzüglich aber stimmt er das Gemüth zu jener Harmonie und Reinheit, in welcher der Mensch mehr sich selber, d. h. seiner höhern Natur, als den sinnlichen Genüssen lebt und ohne die Güter dieser Welt zufrieden,

wenigstens minder unglücklich ist. Ja, durch Poesie wird mehr, als durch jede andre Kunst und Wissenschaft das Leben erheitert und verschönert; auch die Widerwärtigkeiten und Leiden lehrt sie leichter ertragen, und befördert durch den Reiz, den sie der Tugend verleiht, selbst die Sittlichkeit. Es ist daher eine heilige Pflicht von Lehrern und Eltern, nächst dem religiösen und sittlichen, auch diesen Sinn zu wecken und auszubilden und, wie Jean Paul Richter irgendwo sagt: „solche poetische und beglückende Welten in die Brust der Kleinen zu werfen." Es wird ja oft so schauerlich und so kalt in diesem Leben, wie gut ist es da innre Wärme zu haben, die sich uns von strahlenden Sonnen des Edlen, Schönen und Erhabenen mittheilt.

Dazu ist denn auch in diesem Buche hinlänglicher Stoff. Möge er doch von treuen Lehrern gehandhabt werden, unsere Jugend mit kräftiger und gedeihlicher Nahrung zu speisen, auf daß sie, wie unsre Vorfahren, biedere, sinnige und gemüthliche Deutsche bleiben, so lange sie leben.

Preßburg, den 5. Mai 1839.

Der Löwe und der Fuchs.

Herr Löwe, sprach ein Fuchs, ich muß
Es dir nur sagen, mein Verdruß
    Hat sonst kein Ende.
Der Esel spricht von dir nicht gut;
Er sagt: was ich an dir zu loben fände,
Das wüßt' er nicht; dein Heldenmuth
Sei zweifelhaft; auch gäbst du keine Proben
Von Großmuth und Gerechtigkeit;
Du würgtest ohne Unterscheid;
Er könne dich nicht loben.
    Ein Weilchen schwieg der Löwe still,
Dann sprach er: Fuchs, er spreche, was er will;
Denn was von mir ein Esel spricht,
Das acht ich nicht!"

Das Glück des Esels.

Ein Esel zog in kurzem Trab
Mit faulem Dünger durch die Straßen.
Der Dunst, den dieser von sich gab,
War eine Pest für alle Nasen.

Die ekle Fracht ward kaum erblickt,
So trat ein jeder auf die Seite.
„Ei, ei! sprach Langohr hoch entzückt,
„Wie ehren mich die guten Leute!“
Er trug an einem andern Tag
Den Stolz von zwanzig Blumenbeeten,
Der bunt in seinen Körben lag,
Und süße Düfte von sich wehten.
Er ward umringt. Der Nasen Schmaus
Hat Jung und Alt herzugetrieben.
„Ha!“ ruft das Thier mit Freuden aus:
„Wie mich die guten Leute lieben!“

Der Hase.

Gestern Abend ging ich aus,
Ging wohl in den Wald hinaus,
Saß ein Häslein in dem Strauß,
Guckt mit seinen Aeuglein raus.
Ließ ich meine Flinte knall'n,
Häslein thät zur Erde fall'n,
Richt't sich wieder auf und spricht:
Weh' mir, ach, ich armer Wicht!

Nun bin todt, ich armer Has',
Darf nicht fressen mehr kein Gras,
Darf den Bau'r nicht gehen in's Kraut
Hab's bezahlt mit meiner Haut.

Wenn es aber so soll sein,
Wer mag da ein Häslein sein!
So klagt Häslein mehr und spricht;
Weh' mir! ach, ich armer Wicht!

Wenn ich dann geschossen bin,
Trägt man mich zum Koche hin,
Der legt mich auf's Küchenbret,
Spickt den Buckel wohl mit Fett,
Steckt den Spieß zum Leib hinein.
Ei! wie mag so grob er sein!
So klagt Häslein mehr und spricht:
Weh' mir! ach, ich armer Wicht!

Wenn ich dann gebraten bin,
Trägt man mich zur Tafel hin;
Vorderleib und Hinterbein'
Schneidet man in Stücke fein;
Jeder sucht heraus das Best':
Nehmt vorlieb, ihr trauten Gäst'!
Häschen klagt nicht mehr und spricht:
Weh' mir! ach, ich armer Wicht!

Der Affe.

Einmal ein Affe kam gerannt,
Wo er viel guter Nüsse fand.
Ihm war gesagt von ihrem Kern,
Er hätte ihn gegessen gern.

„Der Kern soll sein“ sprach er „so gut,“
Drum griff er darnach wohlgemuth;
Biß in die bitt're Hülle drein,
Kommt an die Schale hart wie Stein.

Dumm wie er war, spricht er sodann,
„Die führten mich gewaltig an,“
Und warf in seinem Affengrimm
Die Schale mit dem Kerne hin.

Dem Affen gleicht so mancher Mann,
Der, kommt ihm Etwas bitter an,
Es wegwirft sammt der Süßigkeit,
Die ihm wär' worden mit der Zeit.

Die Laster und die Strafe.

Die Kinder des verworf'nen Drachen,
Die Laster, reisten über Land,
Um anders wo ihr Glück zu machen,
Weil sich zu Hause Mangel fand.

Das Gras erstarb, wo sie gegangen,
Der Wald ward kahl, die Felder wild,
Die Straße war mit Molch und Schlangen,
Die Luft mit Eulen angefüllt.

Jetzt sah'n sie ungefähr zurücke,
Es folgte Jemand nach, — und wer?

Die Strafe hinkte mit der Krücke
Ganz langsam hinter ihnen her.

Du holst uns dießmal, rief der Haufen
Gewiß nicht ein; doch diese sprach:
Fahrt ihr nur immer fort zu laufen;
Ich komm' oft spät, doch richtig nach.

Die Wasserrose.

Es spielte ein Knäblein
Im blumigen Klee,
Am grünenden Walde
Am bläulichen See,
Und sieh', in den Binsen
Des Ufers, da lacht
Die schönste Seerose
Im goldener Pracht.

Mein Knäblein, das watet
Mit frevelndem Muth,
Die Blume zu pflücken
Hinein in die Fluth
„Halt!“ rief ihm die Mutter
Mit warnendem Mund,
„O bleibe zurücke,
Sonst gehst du zu Grund.“

Das Knäblein verachtet
Ihr Warnen und Fleh'n:
„Ei," ruft er, „es wird mir
So leicht nichts gescheh'n."
Schon pflückt es die Blume,
Da sinkt es hinab,
Und findet im Wasser
Ein schauerlich Grab.

Die Mutter erhebet
Ein Jammergeschrei,
Es laufen die Kinder
Des Dorfes herbei.
„O" ruft sie, „o ehret
Der Eltern Gebot;
Nicht-folgen bringt Kindern
Verderben und Tod."

Die A. B. C-Schützen.

Rathe, was ich habe vernommen
Es sind achtzehn fremde Gesellen in's Land gekommen,
Zu malen schön und säuberlich,
Doch keiner einem andern glich,
All' ohne Fehler und Gebrechen,
Nur konnte keiner ein Wort sprechen.
Und damit man sie sollte verstehen,
Hatten sie fünf Dollmetscher mit sich gehen.

Das waren hochgelehrte Leut!
Der erst' erstaunt, reißt 's Maul auf weit, a,
Der zweite wie ein Kindlein schreit, e,
Der dritte wie ein Mäuslein pfiff, i,
Der vierte wie ein Fuhrmann rief, o,
Der fünfte gar wie ein Uhu thut; u;
Das waren ihre Künste gut:
Damit erheben sie ein Geschrei,
Füllt noch die Welt, ist nicht vorbei.

Die Katzen und der Hausherr.

Thier und Menschen schliefen feste,
Selbst der Hausprophete schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste
Von den nächsten Dächern stieg.

In dem Vorsaal eines Reichen
Stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied, das Stein erweichen,
Menschen rasend machen kann.

Hinz, des Murners Schwiegervater,
Schlug den Takt erbärmlich schön,
Und zween abgelebte Kater
Quälten sich, ihm beizusteh'n.

Endlich tanzen alle Katzen,
Poltern, lärmen, daß es kracht,
Zischen, heulen, sprudeln, kratzen,
Bis der Herr im Haus erwacht.

Dieser springt mit einem Prügel
In dem finstern Saal herum,
Schlägt um sich, zerstößt den Spiegel,
Wirft ein Dutzend Schalen um.

Stolpert über ein'ge Späne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr,
Und zerbricht zwei Reihen Zähne.
Blinder Eifer schadet nur.

Der weiße Hirsch.

Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsch,
Sie wollten erjagen den weißen Hirsch.
Sie legten sich unter den Tannenbaum,
Da hatten die drei einen seltsamen Traum.

Der Erste.

Mir hat geträumet, ich klopft' an den Busch,
Da rauschte der Hirsch heraus, husch, husch!

Der Zweite.

Und als er sprang mit der Hünde Geklaff,
Da brannte ich ihn auf das Fell, piff, paff!

Der Dritte.

Und als ich den Hirsch auf der Erde sah,
Da stieß ich lustig ins Horn, trara!

So lagen sie da und sprachen die drei,
Da rannte der weiße Hirsch vorbei.

Und eh' die drei Jäger ihn recht geseh'n,
So war er davon über Tiefen und Höh'n.
Husch, husch! piff, paff! trara!

L. Uhland.

Die beiden Fuhrleute.

Ein Fuhrmann traf den andern an;
In einem Hohlweg kamen sie zusammen.
Der Fuhrmann Hans spie Feuer und Flammen,
Und Kunz gab gleiche Waare dran,
Statt auszuweichen, oder früh zu halten.
Zuletzt rief Hans im vollen Grimme
Mit einer fürchterlichen Stimme:
„Kerl! wenn du mir nicht gleich wirst weichen,
So werde ich dir ein And'res zeigen,
Was ich schon heute that, das thu' ich noch einmal!
Jetzt fahre oder fahre nicht, du hast die Wahl!"
Die Drohung klang zu fürchterlich;
Kunz trieb die Pferde an, und wich,
Und drauf sprach er den Gegner an:
„Jetzt sag', was hast du heute schon gethan?
Hast du vielleicht schon einen gar erschlagen?"
„Nein — sagte Hans — ich will dirs sagen:
Im Hohlweg kam vorhin ein and'rer Wagen,
Da stritten wir uns auch so alle Beide;
Der And're gab nicht nach im Streite,
Da fuhr ich endlich auf die Seite,
Und ich war, dünkt mich, der Gescheite."

Einkehr.

Bei einem Wirthe, wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein goldener Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum
Bei dem ich eingekehret;
Mit frischer Kost und frischen Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
Viel leichtgeschwingte Gäste,
Sie sprangen frei und hielten Schmaus,
Und sangen auf das Beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
Auf weichen grünen Matten:
Der Wirth, — er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da schüttelt er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

L. Uhland.

Schwäbische Kunde.

Als Kaiser Rothbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge wüst' und leer.
Daselbst erhub sich große Noth,
Viel Steine gabs und wenig Brot,
Und mancher deutsche Reitersmann,
Hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast muß't der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand,
Deß' Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach,
Er hätt' es nimmer aufgegeben,
Und kostet's ihn das eig'ne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück,
Da sprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkische Reiter daher,
Die huben an auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wack're Schwabe forcht' sich nit,
Ging seines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken.
Und thät' nur spöttlich um sich blicken,

Bis Einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Thier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht,
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken,
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten sieht man wie zur Linken,
Einen halben Türken herunter sinken.
Da packt die Andern kalter Graus,
Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und Jedem ist's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
Drauf kam des Weg's 'ne Christenschaar,
Die auch zurückgeblieben war,
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen,
Der ließ den Schwaben vor sich kommen,
Er sprach: „Sag' an, mein Ritter werth!
Wer hat dich solche Streich gelehrt?"
Der Held bedacht sich nicht zu lang:
„Die Streiche sind bei uns im Schwang,

Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche."
L. Uhland.

Siegfrieds Schwert.

Jung Siegfried war ein stolzer Knab,
Ging von des Vaters Burg herab.

Wollt' rasten nicht in Vaters Haus,
Wollt' wandern in alle Welt hinaus.

Begegnet ihm manch' Ritter werth,
Mit festem Schild und breitem Schwert.

Siegfried nur einen Stecken trug,
Das war ihm bitter und leid genug.

Und als er ging im finstern Wald,
Kam er zu einer Schmiede bald.

Da sah er Eisen und Stahl genug,
Ein lustig' Feuer Flammen schlug.

„O Meister, liebster Meister mein!
Laß du mich deinen Gesellen sein!

Und lehr' du mich mit Fleiß und Acht,
Wie man die guten Schwerter macht!"

Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt,
Er schlug den Ambos in den Grund.

Er schlug, daß weit der Wald erklang,
Und alles Eisen in Stücke sprang.

Und von der letzten Eisenstang',
Macht' er ein Schwert, so breit und lang.

„Nun hab' ich geschmiedet ein gutes Schwert,
Nun bin ich wie and're Ritter werth.

Nun schlag' ich wie ein and'rer Held
Den Riesen und Drachen in Wald und Feld."

L. Uhland.

Klein Roland.

Frau Bertha saß in der Felsenkluft,
Sie klagt ihr bitteres Loos.
Klein Roland spielt in freier Luft,
Deß Klage war nicht groß.

„O König Karl, mein Bruder hehr!
O, daß ich floh von dir!
Um Liebe ließ ich Pracht und Ehr',
Nun zürnst du schrecklich mir.

O Milon, mein Gemahl so süß!
Die Fluth verschlang mir dich.
Die ich um Liebe Alles ließ,
Nun läßt die Liebe mich.

Klein Roland, du, mein theures Kind!
Nun Ehr' und Liebe mir!
Klein Roland, komm herein geschwind!
Mein Trost kommt all von dir.

Klein Roland geh' zur Stadt hinab,
Zu bitten um Speis' und Trank,
Und wer dir gibt eine kleine Gab',
Dem wünsche Gottes Dank!

Der König Karl zu Tafel saß
Im gold'nen Rittersaal.
Die Diener liefen ohn' Unterlaß
Mit Schüsseln und Pokal.

Von Flöten, Saitenspiel, Gesang
Ward jedes Herz erfreut;
Doch reichte nicht der helle Klang
Zu Berthas Einsamkeit.

Und draußen in des Hofes Kreis,
Da saßen der Bettler viel,
Die labten sich an Trank und Speis
Mehr, als am Saitenspiel.

Der König schaut in ihr Gedräng
Wohl durch die off'ne Thür,
Da drückt sich durch die dichte Meng'
Ein feiner Knab' herfür.

Des Knaben Kleid ist wunderbar
Vierfarb zusammengestückt;
Doch weilt er nicht bei der Bettlerschaar,
Herauf zum Saal er blickt.

Herein zum Saal klein Roland tritt,
Als wärs sein eigens Haus.
Er hebt eine Schüssel von Tisches Mitt'
Und trägt sie stumm hinaus.

Der König denkt: „Was muß ich seh'n!
Das ist ein sond'rer Brauch."
Doch weil er's ruhig läßt gescheh'n,
So lassen's die Andern auch.

Es stund nur an eine kleine Weil,
Klein Roland kehrt in den Saal.
Er tritt zum König hin mit Eil
Und faßt seinen Goldpokal.

„Heida! halt an, du kecker Wicht!"
Der König ruft es laut.
Klein Roland läßt den Becher nicht,
Zum König auf er schaut.

Der König erst gar finster sah,
Doch lachen mußt' er bald:
„Du trittst in die gold'ne Halle da,
Wie in den grünen Wald."

„Du nimmst die Schüssel von Königs Tisch,
Wie man Äpfel bricht vom Baum;
Du holst wie aus des Brunnen frisch
Meines rothen Weines Schaum."

„Die Bäurin schöpft aus dem Brunnen frisch;
Die bricht die Aepfel vom Baum;
Meiner Mutter ziemet Wildprät und Fisch,
Ihr rothen Weines Schaum."

„Ist deine Mutter so edle Dam',
Wie du berühmst, mein Kind!
So hat sie wohl ein Schloß lustsam
Und stattlich Hofgesind?"

„Sag an! wer ist denn ihr Truchseß,
Sag an! wer ist ihr Schenk?"
„Meine rechte Hand ist ihr Truchseß,
Meine linke, die ist ihr Schenk."

„Sag an! wer sind die Wächter treu?"
„Mein' Augen blau allstund."
„Sag an! wer ist ihr Sänger frei?"
„Der ist mein rother Mund."

„Die Dam' hat wack're Diener, traun!
Doch liebt sie sond're Livrei,
Wie Regenbogen anzuschau'n,
Mit Farben mancherlei."

„Ich hab bezwungen der Knaben acht
Von jedem Viertl der Stadt,
Die haben mir als Zins gebracht
Vierfältig Tuch zur Wat."

„Die Dame hat, nach meinem Sinn,
Den besten Diener der Welt.
Sie ist wohl Bettlerkönigin,
Die off'ne Tafel hält.

So edle Dame darf nicht fern
Von meinem Hofe sein.
Wohlauf, drei Damen auf, drei Herrn
Führt sie zu mir herein!"

Klein Roland trägt den Becher flink
Hinaus zum Prunkgemach;
Drei Damen auf des Königs Wink
Drei Ritter folgen nach.

Es stund nur an eine kleine Weil',
Der König schaut in die Fern',
Da kehren schon zurück mit Eil'
Die Damen und die Herrn.

Der König ruft mit einem Mal:
„Hilf Himmel! seh' ich recht?
Ich hab verspottet im off'nen Saal
Mein eigenes Geschlecht.

Hilf Himmel! Schwester Bertha, bleich,
Im grauen Pilgergewand!
Hilf Himmel! in meinem Prunksaal reich
Den Bettelstab in der Hand!"

Frau Bertha fällt zu Füßen ihm,
Das bleiche Frauenbild.
Da regt sich plötzlich der alte Grimm
Er blickt sie an so wild.

Frau Bertha senkt die Augen schnell,
Kein Wort zu reden sich traut.
Klein Roland hebt die Augen hell,
Den Ohm begrüßt er laut.

Da spricht der König in mildem Ton:
„Steh' auf, du Schwester mein!
Um diesen deinen lieben Sohn
Soll dir verziehen sein.“

Frau Bertha hebt sich freudenvoll:
„Lieb' Bruder mein! wohlan!
Klein Roland dir vergelten soll,
Was du mir Gut's gethan.

Soll werden seinem König gleich,
Ein hohes Heldenbild;
Soll führen die Farb von manchem Reich
In seinem Banner und Schild.

Soll greifen in manches Königs Tisch
Mit seiner freien Hand;
Soll bringen zu Heil und Ehre frisch
Sein seufzend Mutterland.“

L. Uhland.

Die wandernde Glocke.

Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen,
Und Sonntags fand es stets ein Wie
Den Weg ins Feld zu nehmen.

Die Mutter sprach: Die Glocke tönt,
Und so ist dir's befohlen,
Und hast du dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird dich hohlen.

Das Kind es denkt: Die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle.
Schon hat's den Weg ins Feld gelenkt
Als lief es aus der Schule.

Die Glocke, Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt.
Doch, welch' ein Schrecken hinterher!
Die Glocke kommt gewackelt.

Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind im Schrecken
Es lauft, es kommt, als wie im Traum;
Die Glocke wird es decken.

Doch nimmt es richtig seinen Husch
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Busch
Zur Kirche, zur Kapelle.

Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den erst:n Glockenschlag
Nicht in Person sich laden.

Der getreue Eckart.

O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen. Da kommt schon der nächtliche Graus,
Sie sind's die unholdigen Schwestern.
Sie streifen heran und sie finden uns hier,
Sie trinken das mühsam geholte Bier,
Und lassen uns leer nur die Krüge.

So sprechen die Kinder und drücken sich schnell,
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell.
Nur stille Kind! Kinderlein, stille!
Die Hulden sie kommen von durstiger Jagd
Und laßt ihr sie trinken wie's jeder behagt,
Dann sind sie euch hold die Unholden.

Gesagt so geschehn! 'und da naht sich der Graus,
Und siehet so grau und so schattenhaft aus,
Doch schlürft es und schlampft es auf's Beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer,
Nun saust und braust es, das wüthige Heer,
In's weite Gethal und Gebirge.

Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell,
Gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:
Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig. —
„Wir kriegen nun Schelten und Streich bis auf's Blut."
Nein keineswegs, alles geht herrlich und gut,
Nun schweiget und horchet wie Mäuslein.

Und der es euch anräth und der es befiehlt,
Er ist es, der gern mit den Kindelein spielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt,
Nur hat die Bestättigung jedem gefehlt,
Die habt ihr nun köstlich in Händen.

Das Wunder es dauert zum morgenden Tag;
Doch fraget wer immer zu fragen vermag:
Wie ist's mit den Krügen ergangen?
Die Mäuslein sie lächeln, im Stillen ergötzt;
Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt
Und gleich sind vertrocknet die Krüge.

Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut;
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

Hanns Schlendrian.

In unserm deutschen Vaterland
War einst ein Mann sehr wohl bekannt.
Er ging nur seiner Nase nach,
Und was er dachte, was er sprach,
War lauter Unverstand.
Hanns Schlendrian,
So hieß der wohlbekannte Mann.

Er lernte zwar als kleines Kind
Den Katechismus sehr geschwind.
Doch war zum Denken er zu faul:
Schmiert's ihm der Lehrer nicht in's Maul,
So lehrt' er in den Wind.
Hanns Schlendrian!
Daran hast du nicht wohl gethan.

Und als er aus der Schule war,
Lernt' er sein Handwerk fleißig zwar,
Mit starkem Arm, mit starker Hand:
Doch ward sein Kopf und sein Verstand
Nicht klüger um ein Haar.
Hanns Schlendrian!
Das fängst du gar nicht weislich an.

Er wollte in die Fremde geh'n,
Und and're Städt und Länder seh'n.

Doch wenn er alles angegafft,
Und alles blindlings nachgeafft,
So dacht er wär's gescheh'n.
Hanns Schlendrian!
So gehst du nicht die rechte Bahn.

Er hielt's für großes Ungemach,
Wenn Mancher sich den Kopf zerbrach,
Und erst nach kummervoller Nacht
Was Nützliches herausgebracht.
Drum dacht' er gar nicht nach.
Hanns Schlendrian!
So bleibst du stets ein dummer Mann.

Er sagte: Hab' ich nur ein Weib,
Und Speis' und Trank für meinen Leib:
So hab ich alles Stück vor Stück,
Was mir gereicht zu meinem Glück
Und 'gutem Zeitvertreib.
Hanns Schlendrian!
Du wirst ein armer Ehemann.

Sein Weib war von der bösen Zahl;
Denn plump wie Blei war seine Wahl.
Sie brummte, wie ein wilder Bär,
Und machte alles in die Quer,
Und Noth war überall.
Hanns Schlendrian!
Die Wahl war ohne Kopf gethan.

Er blieb bei dem gewohnten Schnitt,
Und machte keine Mode mit.
Das Gute, das man neu erfand,
Hielt er für große Sünd' und Schand,
Wenn er gleich d'runter litt.
Hanns Schlendrian!
Sieh doch nur deinen Nachbar an!

Sein Nachbar Veit, von and'rer Art,
Hat manchen Thaler sich gespart;
Weil er im Felde und zu Haus
Sich immer sann was Neues aus,
Was gut und nützlich war.
Hanns Schlendrian!
Dein Nachbar Veit hat wohl gethan.

Er glaubte nicht auf jedes Wort;
Doch lernt er stets bald hie bald dort,
Und was er Gutes ausgedacht,
Und Andern klüglich nachgemacht,
Das setzt er fleißig fort.
Hanns Schlendrian!
Warum nahmst du kein Beispiel dran.

So klug und weislich dachte Veit;
That alles stets zu rechter Zeit,
Dacht' Anfangs schon dem Ausgang nach,
Und war, wenn er nach jedem Tag
Sich prüfte, hoch erfreut.

Hanns Schlendrian!
Wann hast du das einmal gethan?

Veit lebte glücklich ohne Noth,
Und hoch geehrt bis an den Tod.
Als Hanns sich lebenslang gequält,
Ging er mit Schulden aus der Welt;
Kein Auge weint' sich roth.
Hanns Schlendrian!
Dein Unglück beſſ're Jedermann!

Der Riese Goliath.

War einst ein Riese Goliath,
Gar ein gefährlich Mann.
Er hatte Treſſen auf dem Hut,
Mit einem Klunker dran,
Und einen Rock mit Gold gestickt,
Und alles, was dazu sich schickt.

Auf seinen Schnurbart sah man nur
Mit Schrecken und mit Graus;
Der Mann sah wirklich von Natur
Pur wie der Teufel aus.
Sein Sarras war, man glaubt es kaum,
So groß schier als ein Weberbaum.

Er hatte Knochen, wie ein Gaul,
Und eine freche Stirn,
Und ein entsetzlich großes Maul,
Und nur ein kleines Hirn;
Gab jedem einen Rippenstoß
Und flunkerte und prahlte groß.

So kam er alle Tage her
Und sprach Israel Hohn;
„Wer ist der Mann? Wer wagt's mit mir?
Sei Vater, oder Sohn,
Er komme her, der Lumpenhund!
Ich bax ihn nieder auf den Grund.“

Da kam in seinem Schäferrock
Ein Jüngling zart und fein;
Er hatte nichts als seinen Stock,
Als Schleuder und den Stein,
Und sprach: „Du hast viel Stolz und Wehr:
Ich komm im Namen Gottes her.“

Und damit schleudert er auf ihn
Und traf die Stirne gar;
Da fiel der große Esel hin,
So lang und dick er war.
Und David haut in guter Ruh'
Ihm nun den Kopf noch ab dazu.

Trau nicht auf deinen Tressenhut,
Noch auf den Klunker dran!

Ein großes Maul es auch nicht thut:
Das lern' vom langen Mann;
Und von dem kleinen lerne wohl,
Wie man mit Ehren fechten soll.

Helmuth.

Helmuth war ein Friedenstörer,
Und that selten seine Pflicht;
Machte seinem braven Lehrer
Viel Verdruß und folgte nicht.
Mahnt' sein Lehrer ihn, so dachte
Helmuth: Rede nur! — und lachte.

Widerspänstig war er, träge
In der Zeit des Unterrichts;
Gut' und böse Worte, Schläge,
Denkt, selbst Schläge halfen nichts.
Helmuth ward indessen größer,
Aber leider nur nicht besser.

Ward vielmehr noch immer schlimmer.
Einst, nach einem bösen Streich,
Sprach sein Lehrer: Du kommst nimmer,
Glaubs! auf einen grünen Zweig!
Wenn ich lang im Grabe schlafe,
Trifft dich, denk' nur dran, die Strafe.

Jetzt noch bitt ich dich mit Thränen,
Helmuth! beßre dich, denn, ach!
Schwere Strafe folget denen,
Die sich Lastern weihen, nach.
Statt gerührt zurück zu schaudern,
Denkt er: Laß den Murrkopf plaudern.

Jahre sind indeß verflossen,
Und der Lehrer lebt nicht mehr;
Helmuth streift mit den Genossen
Seiner Streich' im Wald umher,
Und beklettert Eich' und Buchen,
Vogelnester aufzusuchen.

Diesem Waghals war der Gipfel
Eines Eichbaums nicht zu hoch;
Er hinan, daß Zweig und Wipfel
Sich von seiner Schwere bog.
Heda! seht, hier steh ich Brüder!
Rief er von der Eiche nieder.

Sprach nicht unser Lehrer immer
Spielt' ich irgend einen Streich:
Helmuth, Helmuth! du kommst nimmer
Mehr auf einen grünen Zweig!
Jetzt brächt' ich ihn wohl zum Schweigen,
Säh' er mich hier auf den Zweigen.

Und erblickt er mich ganz munter —
Als er spottend noch so sprach —

Krak! da brachs, und er herunter
Daß er Hals und Beine brach.
Einen Todesschreck empfanden
Alle, welche unten standen.

St. Gallus.

Legende.

Sankt Gallus auf den Alpenhöh'n
Einst voll Verwunderung blieb steh'n,
Da will ich meine Hütte bau'n,
Spricht er, und Gottes Allmacht schau'n.

Doch eh' er noch das Werk begann
Kam ihm gar große Kälte an;
Er suchte Holz, legt' es zu Hauf',
Ein helles Feuer lodert auf.

Da kommt ein Bär aus fernem Wald,
Den frommen Pilger sieht er bald;
Auf's Feuer halb schon abgebrannt,
Kommt er in wilder Hast gerannt.

Sankt Gallus sieht das Unthier nah'n
Und spricht es kècklich also an:
Gerade recht, kommst du daher,
Sieh nur, das Feuer brennt nicht mehr.

Drum lauf zurück in dein Revier
Und bringe dürres Reisig mir!

Geh' Landsmann, geh' in deinen Wald,
Und säum' nicht lange, komme bald!

Der dumme Bär hört, was er spricht,
Und sieht ihn an, besinnt sich nicht,
Läuft stracks zurück in seinen Wald
Und kommt mit dürrem Reisig bald.

Und zu dem Feuer lagern sich
Sodann die beiden brüderlich;
Nun war der Bär so recht und schlecht,
Des frommen Mannes treuer Knecht.

S.

Der Fischer.

Saß ein Fischer an den Bach,
Wollte Fischlein fangen;
Doch es blieb den ganzen Tag
Leer die Angel hangen.

Endlich zuckt es, und er sah
Fischlein, zappelnd, schweben.
Goldenröthlich hing es da,
Fleht ihn um sein Leben.

Lieber Fischer, laß mich los,
Sprach's mit glatten Worten,
Laß mich in der Wellen Schooß,
Bis ich groß geworden.

„Fischlein, das kann nicht gescheh'n,
„Hier hilft kein Beklagen;
„Ließ ich dich jetzt wieder geh'n,
„Möcht' ich zu viel wagen."

„Denke doch, wie klein ich bin;
„Hast ja kaum drei Bissen,
„Laß mich in die Fluth dahin,
„Wirst mich nicht vermissen."

„Weil du gar zu niedlich bist
„Und so jung am Leben,
„Sei dir eine kleine Frist
„Noch von mir gegeben."

„Wirst du aber größer sein,
„Denk an deine Worte,
„Stelle dich zum Fange ein
„Hier an diesem Orte."

Fröhlich sprang das Fischchen hin
In die Wellenkühle,
Trieb mit heiterm, frohem Sinn
Seine lust'gen Spiele.

Als ein Jahr vorüber war,
Dacht es seiner Worte,
Stellte sich dem Fischer dar
An dem alten Orte.

Doch der sprach: „Weil du so treu
An dem Wort gehangen,
Laß ich dich auf immer frei,
Will dich niemals fangen.

Die vier Brüder.

Räthsel.

Vier Brüder zieh'n Jahr aus, Jahr ein
Im ganzen Land spazieren;
Doch jeder kommt für sich allein
Uns Gaben zuzuführen.

Der erste kommt mit leichtem Sinn
In reines Blau gehüllet,
Streut Knospen, Blätter, Blüthen hin,
Die er mit Düften füllet.

Der zweite tritt schon ernster auf
Mit Sonnenschein und Regen,
Streut Blumen aus in seinem Lauf,
Der Ernte reichen Segen.

Der dritte naht mit Ueberfluß,
Und füllet Küch' und Scheune,
Bringt uns zum süßesten Genuß
Viel Aepfel, Nüss' und Weine.

Verdrießlich braust der vierte her,
In Nacht und Graus gehüllet,
Sieht Feld und Wald und Wiesen leer,
Die er mit Schnee erfüllet.

Wer sagt mir, wer die Brüder sind,
Die so einander jagen?
Leicht räth sie wohl ein jedes Kind,
Drum brauch ich's nicht zu sagen.

Die Rübe.

Es waren einmal zwei Brüder, die waren Kriegsleute, und der eine von ihnen war reich, und der andere arm. Da wollte der Arme sich aus seiner Noth helfen, zog den Kriegsrock aus, und ward ein Bauer. Also grub und hackte er sein Stückchen Acker, und säete Rübensaamen. Der Saame ging auf, und es wuchs eine Rübe, die ward groß und stark, und ward zusehends dicker und wollte gar nicht aufhören zu wachsen, so daß niemals war eine solche Rübe gesehen worden. Zuletzt war sie so groß, daß man sie auf einen Wagen legen mußte, um sie vom Platze zu bringen. Der Bauer wußte nicht, was er damit machen sollte, und ob's sein Glück, oder Unglück wäre. Endlich dachte er: Verkaufst du sie, was wirst du Großes dafür bekommen, und willst du sie selber essen, so

thun die kleinen Rüben denselben Dienst. Am Besten ist's, du bringst sie dem König und machst ihm ein Geschenk damit. Also lud er sie auf den Wagen, spannte seine Ochsen vor, brachte sie an den Hof und schenkte sie dem Könige. Ei, sagte der König, was ist das für ein seltsam' Ding? Mir ist viel Wunderliches vor die Augen gekommen, aber so ein Ungethüm noch nicht! Aus was für Samen mag die gewachsen sein? Oder dir geräth's allein, und du bist ein Glückskind. Ach nein, sagte der Bauer, ein Glückskind bin ich nicht; ich bin nur ein armer Kriegsmann, der sich nicht mehr nähren konnte; darum hing ich den Kriegsrock an den Nagel und baute das Land. Ich habe noch einen Bruder, der ist reich, und euch, Herr König, wohl bekannt; ich aber habe Nichts und bin von aller Welt vergessen.

Da empfand der König Mitleid mit ihm und sprach: Deiner Armuth sollst du überhoben sein, und so von mir beschenkt werden, daß du wohl deinem reichen Bruder gleich kommst. Da schenkte er ihm viele Aecker, Wiesen und Heerden und machte ihn steinreich, so, daß des andern Bruders Reichthum gar nicht konnte damit verglichen werden.

Als dieser hörte, was sein Bruder mit einer einzigen Rübe erworben hatte, beneidete er ihn und sann hin und her, wie er sich auch ein solches Glück zuwenden könnte. Er wollte es aber noch viel gescheiter anfangen, nahm sechs außerordentlich schöne Pferde

und brachte sie dem Könige. Er meinte nicht anders, als der König würde ihm ein viel größeres Gegengeschenk machen; denn, hatte sein Bruder so viel für eine Rübe bekommen, was würde ihm nicht alles für so schöne Pferde werden.

Der König lobte die Pferde über die Maaßen und schien außerordentlich vergnügt über das Geschenk. Aber, sprach er, was für einen Dank soll ich euch für ein so treffliches Geschenk erweisen? Ich habe nichts in meiner Gewalt, das an Seltenheit und wunderbarer Art diesen edlen Geschöpfen gleich käme. Doch, halt, rief er plötzlich und winkte einem seiner Diener. Laßt die große Rübe bringen, denn ich wüßte Nichts, was seltener und außerordentlicher wäre, die will ich euch schenken. Also mußte der Reiche seines Bruders Rübe auf seinen Wagen legen und nach Hause fahren lassen. Grimm.

Chidher.

Chidher, der ewig junge, sprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei,
Ein Mann im Garten Früchte brach;
Ich fragte: Seit wann die Stadt hier sei?
Er sprach, und pflückte die Früchte fort.
Die Stadt steht ewig an diesem Ort,
Und wird so stehen ewig fort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich keine Spur der Stadt;
Ein einsamer Schäfer blies die Schalmei,
Die Heerde weidete Laub und Blatt;
Ich fragte: Wie lang' ist die Stadt vorbei?
Er sprach, und blies auf dem Rohre fort:
Das eine wächst, wenn das andere dorrt;
Das ist mein ewiger Weideort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich ein Meer, das Wellen schlug,
Ein Schiffer warf die Netze frei,
Und als er ruhte vom schweren Zug,
Fragt' ich, seit wann das Meer hier sei?
Er sprach, und lachte meinem Wort:
So lang' als schäumen die Wellen dort,
Fischt man und fischt man in diesem Port.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich einen waldigen Raum,
Und einen Mann in der Siedelei,
Er fällte mit der Axt den Baum.
Ich fragte: Wie alt der Wald hier sei?
Er sprach: Der Wald ist ein ewiger Hort;
Schon ewig wohn' ich an diesem Ort,
Und ewig wachsen die Bäum' hier fort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich eine Stadt, und laut
Erschallte der Markt vom Volksgeschrei.
Ich fragte: Seit wann ist die Stadt erbaut?
Wohin ist Wald, und Meer und Schalmei?
Sie schrien und hörten nicht mein Wort:
So ging es ewig an diesem Ort,
Und wird so gehen ewig fort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren.

Fr. Rückert.

Der kleine Drottar.

Es geht durch Felder wüst und leer
Ein Knabe jung und zart:
Die Vöglein singen nimmermehr,
Es blüht kein Veilchen um ihn her,
Die Erd' ist kalt nnd hart.

Doch unterm braunen Mäntelein
Das enge ihn umgibt,
Da schlägt so warm sein Herzelein
Entgegen seinem Mütterlein,
Das er denn gar so liebt.

Er schaut vom hohen Berg zurück
Zur großen reichen Stadt,
Zum letztenmal verweilt sein Blick
Auf ihr, wo er manch' blankes Stück
Durch Fleiß erworben hat.

Es geht in's Heimathland sein Lauf,
Er wandert ohne Ruh'.
Da fliegt vor ihm ein Rabe auf,
Und krächzt mit wilder Stimme auf.
„Was deut'st mir Rabe du?“

So spricht der Knab' und wandert fort
Den nahen Berg hinan.
Schon sieht er in der Ferne dort
Am Thürmchen vom ersehnten Ort
Die graue Wetterfahn'.

Und immer näher rückt er an.
Wie ist der Knab' entzückt,
Wie pocht dem kleinen Pilgersmann
Sein Herz, er sieht die Dächer nah'n,
Die er so gern erblickt.

Doch trüber wird's, der Nord erbraust
Durch den erstarrten Wald.
Der Schlossensturm so heftig saust,
Der strenge Winter gräßlich haust,
Dem Knäblein ist so kalt!

Die Wind'sbraut reißt ihn hin und her,
O wär' ich schon daheim!
Das Ränzel wird ihm auch zu schwer,
Er schleicht so schwach, so matt einher,
O wär' er schon daheim!

Da sinkt er in den Schnee hinein,
Sein Leib der Ruh' begehrt
„Dein Mütterchen so ganz allein
„Es wartet voller Sehnsucht dein
„Beim heimathlichen Heerd."

Er rafft sich auf mit voller Hast.
Was trübet seinen Blick?
Ihn drückt des Schlafes Zentnerlast,
Er legt sich hin zur längern Rast
In kalten Schnee zurück.

Da schläft im tiefen Schnee der Knab'
Und steht nun nimmer auf,
Auf des erstarrten Pilgers Grab,
Da krächzt der Rabe wild herab,
Er weckt ihn nimmer auf.

Roskoff.

Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen.

Denk an! Das Büblein ist einmal
Spazieren gegangen im Wiesenthal;
Da wurd's müd gar sehr,
Und sagt: Ich kann nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!

Da ist das Bächlein geflossen kommen,
Und hat's Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich auf's Bächlein gesetzt,
Und hat gesagt: So gefällt mir's jetzt.

Aber was meinst du? Das Bächlein war kalt,
Das hat das Büblein gespürt gar bald;
Es hat's gefroren gar sehr,
Es sagt: Ich kann nicht mehr;
Wenn nur was käme,
Und mich mitnähme!

Da ist das Schifflein geschwommen kommen,
Und hat's Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich auf's Schifflein gesetzt,
Und hat gesagt: Da gefällt mir's jetzt.

Aber siehst du! Das Schifflein war schmal,
Das Büblein denkt: Da fall ich einmal;
Da fürcht't es sich gar sehr,
Und sagt: Ich mag nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme.

Da ist die Schnecke gekrochen gekommen,
Und hat's Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich in's Schneckenhäuslein gesetzt,
Und hat gesagt: Da gefällt mir's jetzt.

Aber denk! Die Schnecke war kein Gaul,
Sie war im Kriechen gar zu faul;
Dem Büblein gings langsam zu sehr;
Es sagt: Ich mag nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!

Da ist der Reiter geritten gekommen,
Der hat's Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich hinten auf's Pferd gesetzt,
Und hat gesagt: So gefällt mir's jetzt.

Aber gib Acht! Das ging wie der Wind,
Es ging dem Büblein gar zu geschwind;
Es hopst d'rauf hin und her,
Und schreit: Ich kann nicht mehr;
Wenn nur was käme,
Und mich mitnähme.

Da ist ein Baum ihm ins Haar gekommen,
Und hat das Büblein mitgenommen;
Er hat's gehängt an einen Ast gar hoch,
Dort hängt das Büblein und zappelt noch.

Das Kind fragt:
Ist denn das Büblein gestorben?
Antwort:
Nein! es zappelt ja noch!
Morgen geh'n wir n'aus und thun's 'runter.

Fr. Rückert.

Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald,
Im guten und schlechten Wetter;
Das hat von unten bis oben
Nur Nadeln gehabt statt Blätter;
Die Nadeln, die haben gestochen,
Das Bäumlein, das hat gesprochen:

Alle meine Kameraden
Haben schöne Blätter an,
Und ich habe nur Nadeln,
Niemand rührt mich an;
Dürft' ich wünschen, wie ich wollt',
Wünscht' ich mir Blätter von lauter Gold.

Wie's Nacht ist, schläft das Bäumlein ein,
Und früh' ist's aufgewacht,
Da hat es goldene Blätter fein;
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: Nun bin ich stolz,
Gold'ne Blätter hat kein Baum im Holz.

Aber wie es Abend ward,
Ging der Jude durch den Wald,
Mit großem Sack und großem Bart,
Der sieht die gold'nen Blätter bald;
Er steckt sie ein, geht eilends fort,
Und läßt das leere Bäumlein dort

Das Bäumlein spricht mit Grämen:
Die gold'nen Blättlein dauern mich;
Ich muß vor den andern mich schämen,
Sie tragen so schönes Laub an sich;
Dürft' ich mir wünschen noch etwas,
So wünscht' ich mir Blätter von hellem Glas.

Da schlief das Bäumlein wieder ein,
Und früh ist's wieder aufgewacht;
Da hatt' es gläserne Blätter fein;
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: Nun bin ich froh;
Kein Baum im Walde glitzert so.

Da kam ein großer Wirbelwind
Mit einem starken Wetter,
Der fährt durch alle Bäume geschwind,
Und kommt an die gläsernen Blätter;
Da lagen die Blätter vom Glase
Zerbrochen in dem Grase.

Das Bäumlein spricht mit Trauern:
Mein Glas liegt in dem Staub;
Die andern Bäume dauern
Mit ihrem grünen Laub;
Wenn ich mir noch was wünschen soll,
Wünsch' ich mir grüne Blätter wohl.

Da schlief das Bäumlein wieder ein,
Und wieder früh ist's aufgewacht;

Da hatt' es grüne Blätter fein.
Das Bäumlein lacht,
Und spricht: Nun hab' ich doch Blätter auch,
Daß ich mich nicht zu schämen brauch'.

Da kommt mit vollem Euter
Die alte Geiß gesprungen;
Sie sucht sich Gras und Kräuter
Für ihre Jungen;
Sie sieht das Laub, und fragt nicht viel,
Sie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.

Da war das Bäumlein wieder leer,
Es sprach nun zu sich selber:
Ich begehre nun keine Blätter mehr,
Weder grüner, noch rother, noch gelber!
Hätt' ich nur meine Nadeln,
Ich wollte sie nicht tadeln.

Und traurig schlief das Bäumlein ein,
Und traurig ist es aufgewacht;
Da besieht es sich im Sonnenschein,
Und lacht, und lacht!
Alle Bäume lachen's aus;
Das Bäumlein macht sich aber nichts draus.

Warum hat's Bäumlein denn gelacht,
Und warum denn seine Kameraden?
Es hat bekommen in einer Nacht
Wieder alle seine Nadeln,

Daß Jedermann es sehen kann;
Geh' naus, sieh's selbst, doch rühr's nicht an.

Warum denn nicht?
Weil's sticht.

F. Rückert.

Der Spielmann.

Der Spielmann stimmt seine Geigen,
Und spricht zu ihr:
Du sollst dein Kunststück zeigen,
Komm geh' mit mir!
Der Spielmann geht mit ihr vor ein Schloß;
'S ist Nacht, der Spielmann fidelt draus los.
Der Spielmann sagt: 'S ist nicht genug,
Ich muß fideln noch einen Zug.

Vor dem Schloß ist ein Garten,
Mit Bäum' und Pflanzen;
Die können die Zeit nicht erwarten
Zu tanzen.
Der Spielmann fidelt vor dem Schloß,
Die Bäume tanzen alle drauf los.
Der Spielmann spricht: 'S ist nicht genug,
Ich muß fideln noch einen Zug.

Im Garten ist ein Weiher,
Darin sind Fisch;

Die hören auch das Geleier,
Und tanzen frisch.
Der Spielmann fidelt vor dem Schloß;
Die Bäum' und die Fische tanzen drauf los.
Der Spielmann spricht: 'S ist noch nicht genug,
Ich muß fideln noch einen Zug.

Im Schloße d'rin sind Mäuse,
Der Spielmann spielt auf.
Die Mäuse hören leise,
Sie wachen auf.
Der Spielmann fidelt vor dem Schloß;
Bäume, Fisch' und Mäuse tanzen drauf los.
Der Spielmann spricht: 'S ist noch nicht genug,
Ich muß fideln noch einen Zug.

Im Schloß sind Tisch' und Bänke,
Die werden wach;
Sie kommen aus dem Gelenke,
Und tanzen nach.
Der Spielmann fidelt vor dem Schloß;
Bäume, Fische, Mäuse, Bänke tanzen drauf los.
Der Spielmann spricht: 'S ist noch nicht genug,
Ich muß fideln noch einen Zug.

Sind denn keine Menschen vorhanden?
Der Spielmann spricht:
Ich spiele mich hier zu Schanden,
Sie hören nicht.

Bäume, Fische, Mäuse, Bänke tanzen drauf los;
Wollen die Menschen nicht aus dem Schloß?
Der Spielmann spricht: 'S ist noch nicht genug,
Ich muß fideln noch einen Zug.

Da wird das Schloß auf einmal ganz
Lebendig;
Es stellt sich auf die Spitz', und tanzt
Unbändig.]
Der Spielmann spielt, es tanzt das Schloß,
Die Menschen schlafen noch immer drauf los.
Der Spielmann spricht: 'S ist noch nicht genug,
Ich muß fideln noch einen Zug.

Da tanzt das Schloß bis in Stücken es geht
Mit Krachen;
Nun hören es endlich die Menschen im Bett,
Und erwachen.
Sie hören den Spielmann spielen vor'm Schloß,
Und tanzen nun auch mit dem andern Troß.
Der Spielmann spricht: Nun ist es genug;
Doch will ich fideln noch einen Zug.

Warum denn noch einen?
Wegen des Männleins in der Gans.
Muß das auch in den Tanz?
Wird gleich erscheinen.

F. Rückert.

Das Männlein in der Gans.

Das Männlein ging spazieren einmal
Auf dem Dach, ei seht doch!
Das Männlein ist hurtig, das Dach ist schmal;
Gib Acht, es fällt noch.
Eh' sich's versieht, fällt's vom Dach herunter,
Und bricht den Hals nicht, das ist ein Wunder.

Unter dem Dach steht ein Wasserzuber,
Hinein fällt's nicht schlecht;
Da wird es naß über und über,
Ei, das geschieht ihm recht.
Da kommt die Gans gelaufen,
Die wird's Männlein saufen.

Die Gans hat's Männlein nuntergeschluckt,
Sie hat einen guten Magen;
Aber das Männlein hat sie doch gedruckt,
Das wollt ich sagen.
Da schreit die Gans ganz jämmerlich;
Das ist der Köchin ärgerlich.

Die Köchin wetzt das Messer,
Sonst schneidet's ja nicht:
Die Gans schreit so, es ist nichts besser,
Als daß man sie sticht;
Wir wollen sie nehmen und schlachten
Zum Braten auf Weihnachten.

Sie rupft die Gans und nimmt sie aus,
Und brät sie;
Aber das Männlein darf nicht 'raus,
Versteht sich.
Die Gans wird eben gebraten;
Was kann's denn dem Männlein schaden?

Weihnachten kommt die Gans auf den Tisch
Im Pfännlein;
Der Vater thut sie 'raus, und zerschneid't sie frisch.
Und das Männlein?
Wie die Gans ist zerschnitten,
Kriecht's Männlein aus der Mitten.

Da springt der Vater vom Tisch auf,
Da wird der Stuhl leer;
Da setzt das Männlein sich d'rauf,
Und macht sich über die Gans her.
Es sagt: Du hast mich gefressen,
Jetzt will ich dafür dich essen.

Da ißt das Männlein gewaltig drauf los,
Als wären's seiner sieben;
Da aßen wir alle dem Männlein zum Trotz,
Da ist nichts übrig geblieben
Von der ganzen Gans, als ein Tätzlein,
Das kriegen dort hinten die Kätzlein.

Nichts kriegt die Maus,
Das Mährlein ist aus.

Was ist denn das?
Ein Weihnachts-Spaß;
Auf's Neujahr lernst
Du, was?
Den Ernst.

Fr. Rückert.

Salomo.

König von Ungern, Sohn Bela des Ersten.

Als Salomo von seinen Vettern, Geisa, Lambert und Ladislaus, Andreas des Ersten muthigen Söhnen geschlagen ward, floh er nach Preßburg, wo ihm Mutter und Gattin bittre Vorwürfe seines unbesonnenen Betragens wegen machten. Der unartige, unnatürliche Salomo wollte deßhalb seine Mutter schlagen; die Gattin verhinderte es; beide verließen ihn dann auf immer. Salomo aber irrte ohne Freund und mit geringem Gefolge im Lande unerkannt, bis er in einer Waldhütte einsprach und von dem Bewohner gastfrei empfangen, da zu bleiben begehrte; darum sprach er also zum Wirthe:

Wir sind gesandt vom König Salomo, ihm eine sichere Stätte zu bereiten, hier fanden wir's hübsch, wolltest du ihn nicht beherbergen, bis er etwa Genossen fände und Kriegsvolk, sein Reich wieder zu erobern.

„Das wolle Gott verhüten," entgegnete der Waldmann, „daß ich einen Sohn in meiner Hütte hielte, deß' Arm sich gegen seine Mutter hat erhoben!"

Aber der König verhüllte sein Angesicht und weinte Thränen der Scham und der Reue und hinweg zog er, bis er in ferner Küste Dalmaziens eine sichre Stätte fand und unrühmlichen Tod. S.

Der eiserne Hahn zu Raab.

Ballade.

Um Mitternacht, durch Wald und Land
Thät kühn ein Häuflein reiten.
Die Wolke thät ein schwarz Gewand
Weit um den Vollmond spreiten,
Deß wuchs den Reitern Kraft und Muth,
Vom Himmel war es ein Zeichen gut.

Vor ihnen schlägt ein Sonnenaar
Die weit gedehnten Schwingen;
Er führt sie hin die Heldenschaar,
Wo Schwert und Lanze klingen.
Sie folgen hastig, folgen treu,
Wie Feindesspuren der grimme Leu.

Zu Raab, da herrscht das Türkenschwert,
Das in den Grund zu brechen
Die tapfre Heldenschaar begehrt,
Und Bruderblut zu rächen.

Der Pascha, ha! der Renegat,
Der träumt wohl schwerlich die Heldenthat.

Der thät ob seinem Sklaventhron
Ein Thürmlein lassen bauen.
Darauf war zu der Ungern Hohn
Ein Hahn von Erz zu schauen.
Der Pascha ob des Thürmleins Pracht
Und seinem sinnigen Einfall lacht.

Darauf wohl bei Trompetenschall
Läßt er das Wort ergehen:
„Nicht früher soll vom Thurm und Wall
Die Kreuzesfahne wehen,
Bis, der sich jetzt im Winde dreht,
Der Hahn von Eisen am Thurme kräht.“

Da zog die Trägheit durch das Heer,
Die stieß das Schwert zur Scheide.
Sie nimmt dem Krieger Schild und Speer,
Und lehrt ihn Lust und Freude.
Sie kommt und drückt zu guter Ruh
Dem Pascha selber die Augen zu.

Doch draußen kühn das Häuflein wacht,
Es macht die List die Runde;
Fleht Einlaß wohl um Mitternacht,
Sie bringen frohe Kunde.
Doch kaum noch birgt sie Thor und Wall,
Im Dunklen wüthet ihr Rachestahl.

Und donnernd das Geschütze kracht,
  Es gähn't des Thores Flügel,
Und zu der heißen Türkenschlacht
  Steigt Herr und Knapp' vom Bügel.
Es glänzt das Schwert zum Todesspiel,
Das Blut gar Manchem gerann so kühl.

Und dreimal rückwärts und voran
  Sieht man die Kreuzesfahne wehen;
Da — dreimal laut den Eisenhahn
  Hört man mit grauser Stimme krähen,
Und dreifach wächst der Helden Muth,
Und zehnfach strömet des Türken Blut.

Und wie er stürmet, wie er tobt
  Der Pascha mit den Schaaren, —
Des Kreuzes Macht sei hoch gelobt! —
  Er muß zur Hölle fahren.
Und wo das Thürmlein sich erhob
Er aus die gräuliche Seele schnob.

Der Sonne erster Wonnestrahl
  Begrüßt mit Glück und Segen,
Die Kreuzesfahne, die vom Wall
  Ihr freundlich weht entgegen.
Doch in des tapfern Ungern Mund,
Noch tönt vom eisernen Hahn die Kund'.

Bernath.

Niklas Zriny in Szigeth.

Ballade.

Pannonien war verwüstet, die Türken hielten's fest,
Ihr harter Scepter reichte bis Ofen und bis Pesth.
Geflossen war in Schlachten viel edles Ungernblut,
Und ach! in schweren Ketten erlag Magyaren Muth.

Schon glaubte ganz zu haben der Sultan Ungernland,
Schon streckte er nach Östreich die räuberische Hand:
Da scheitert sein Beginnen, es winkt ein Rettungsstrahl,
In Szigeth hält sich tapfer der Ungarn kleine Zahl.

Zu schwach die Stirn zu bieten dem ungeheuren Troß,
Sind sie hinangeflüchtet in's felsenfeste Schloß;
Hier sind sie hochentflammet von Zriny's Angesicht,
Umsonst versucht's der Türke, die Burg gewinnt er nicht.

Die Muselmänner klettern die jähe Wand hinan,
Sie halten aus mit Dauer und kämpfen Mann für Mann;
Doch fruchtlos ist ihr Wagen, sie stürzen jäh' hinab,
Und finden in der Tiefe wohl Tausende ihr Grab.

Mit vielen tausend Leichen füllt sich der Graben an,
Sie steigen über Menschen den hohen Wall hinan;
Doch alles ist vergebens, die Kräfte schwinden hin,
Sie sehnen sich nach Ruhe, zum kräftigern Beginn.

Und in der Burg versammelt Held Zriny seine Schaar,
Die nach dem heißen Kampfe noch frisch und rüstig war;

Er heißt sie hinzuschauen, hin auf der Feinde Meer;
„Wir können“ spricht er „nimmer die Veste halten mehr.“

„Laßt uns durch jene Haufen kühn brechen eine Bahn,
„Und so wie immer gehe ich euch auch jetzt voran.
„Wir wollen zwar nicht siegen, o gebt die Hoffnung auf,
„Wir wollen kämpfend schließen des Lebens Heldenlauf.

Und alle nun beschließen, zu fallen in den Tod,
Sie ziehen ernst und muthig hervor im Morgenroth;
Die Thore sind geöffnet, Held Zriny stürzt hervor
Mit seiner Schaar, durchdringet das mächt'ge Türkenchor.

Er mäht mit seinem Schwerte, die dichten Türkenreih'n,
Die Seinen würgen grausam, sie stürzen muthig drein,
Und was dem Schwert entrinnet, das wirft sich in die Fluth,
Die sich gar gräulich röthet von Strömen Menschenblut.

Doch jetzt dringt auf das Häuflein die ganze Türkenmacht,
Der Helden großes Tagwerk, jetzt wurde es vollbracht,
Auf Zriny's Leichen stürzen die Ungern muthig sich,
Und sterben alle, alle, vereint und brüderlich.

Das Schloß mit seinen Zinnen, zuvor in Brand gesteckt,
Es hat mit seinem Schutte, die Helden zugedeckt.
Mit Grauen sehn's die Türken, sie eilen bebend fort,
Viel Tausend ihrer Brüder erblaßten an dem Ort.

Porubßky.

Ladislav der Heilige.

Legende.

In dem Dom zu Großwardein,
Schallen traur'ge Grabgesänge,
König Ladislavs Gebein
Ruht im Sarg mit Festgepränge.

Und es strömt aus Fern und Nah'
Frommes Volk aus Dorf und Städten
Zu der heil'gen Leich', um da
Sie in Demuth anzubeten.

Stets gerecht und fromm und gut,
War des heil'gen Königs Leben,
Und am Sarg, worin er ruh't
Hat viel Wunders sich begeben.

Eine Schale blank, von Gold,
Schenkte einst der güt'ge König
Einem Ritter, dem er hold,
Dessen Habe klein und wenig.

Weil er aber gut und brav,
D'rum hat er sie ihm gegeben;
Darob neidisch ward ein Graf,
Strebte nach des Ritters Leben.

Und kaum todt der König lag,
Fodert auch der Graf den Ritter

Sogleich noch denselben Tag
Vor des Richterstuhles Gitter.

Klagt ihn da des Diebstahls an,
Daß die Schale er entwendet;
Fest steht der verklagte Mann,
Himmelwärts den Blick gewendet.

„Auf den Sarg die Schale legt,
Dort wird euch das Recht entscheiden,
Das der König stets gehegt;“
Spricht der Richter zu den Beiden.

„Wer sie von dem Sarge nimmt
Unbeschadet, ungerochen,
Dem das Recht zur Schale ziemt,
Dem das Recht wird zugesprochen.

Und der Graf zum Sarge kühn
Tritt und langt schon nach der Schale,
Doch getroffen sinkt er hin
Von des Himmels Rachestrahle.

Und heraus zum Sarge schallt:
„Nimm's zurück, mein Angedenken!“
Still znm Sarg der Ritter wallt,
Holt's mit frommen Augensenken.

Der Hollunderstab.

Ein Jäger wandelte mit seinem Knaben auf dem Felde, und es floß ein tiefer Bach zwischen beiden. Da wollte der Knabe zu seinem Vater hinüber, aber er vermocht es nicht; denn der Bach war sehr breit. Sogleich schnitt er sich einen Ast aus dem Gebüsche, setzte den Stab in das Bächlein; lehnte sich keck darauf und gab sich einen gewaltigen Schwung. Aber siehe! es war der Ast eines Fliederbaums, und indem der Knabe über dem Bach schwebte, brach der Stab mitten entzwei, und der Knabe that einen tiefen Fall in das Wasser, und die Wellen brauseten, und schlugen über ihn zusammen.

Dieses sah ein Hirt von ferne nnd lief hinzu, und erhob ein Geschrei. Aber der Knabe blies das Wasser von sich, und schwamm lachend an das Ufer. —

Da sprach der Hirt zu dem Jäger: Ihr scheint euren Sohn manches wohl gelehrt zu haben, aber eins habt ihr vergessen. Warum habt ihr ihn nicht auch gewöhnt, das Innere zu erforschen, bevor er dem Zutrauen sein Herz öffnet? Hätt' er das weiche Mark inwendig geprüft, er würde der täuschenden Rinde nicht getraut haben!

Freund, erwiederte der Jäger, ich habe sein Auge geschärft und seine Kräfte geübt — und so kann ich ihn der Erfahrung anvertrauen. Das Mißtrauen mag die Zeit ihn lehren. Aber er wird auch in der Versu-

chung aufrecht beharren, denn sein Aug' ist hell und seine Kraft geübt.

Die Freundschaft.

Zwei Jünglinge, Freunde wie einst Damon und Pythias, wandelten an einem Frühlingstage Arm in Arm in einem Walde. Laß uns hier, sprach einer zu dem andern, ein Bild unserer Freundschaft suchen! Findet doch der Mensch so gern sein inneres Leben in irgend einem Bilde der Natur!

Siehe dort, sagte Damon, den Epheu, der sich um die junge Eiche rankt! — Herrlich und in jugendlicher Kraft erhebt sich der Baum, wie eine Tempelsäule, von fröhlichen Jünglingen und Jungfrauen mit dem ersten Laube des Frühlings umwunden. Der zarte Epheu umschlingt ihn, als ob er Eins mit ihm zu werden strebte. Ohne die Eiche läg' er im Staube. — Die Jünglinge sahen sich an und sprachen: Schön! ist das Bild, und lieblich schmückt das frische Grün den ernsten Eichenstamm. So trägt und erhebt das Starke, sich selbst durch Liebe veredelnd, das Zarte und Schwache. So trug auf nervigem Arm der edle Herakles die kindliche Unschuld. Schöner freundlicher Bund! Aber das Bild der Freundschaft ist es nicht!

Siehe dort am Hügel bindet der Winzer die Rebe an den Ulmbaum! Ein kluger Verein! Das Feste

trägt das Geschmeidige und Nützlkche, um dem Menschen die edelste Frucht zu bereiten. So füllet ihr uns den Becher mit Freuden! Seid uns denn dankbar gesegnet im nützlichen Streben! — Aber ist es nicht ein Bund von Menschenhand gestiftet? sagten die Jünglinge. Sein Ziel ist Gewinn. Kann nicht auch leicht der Weinstock, mit Trauben belastet, die Zweige des stützenden Baumes zerreissen? und sein breites Laub die Blätter der Ulme ersticken? Schön ist das Bild — es ist das Bild des Vereins menschlicher Kräfte zur bürgerlichen Gemeinschaft, daß Nützliches daraus entsprieße. Aber das Bild der Freundschaft ist es nicht!

Der Freundschaft Seelenbund hat nichts im Himmel und auf Erden, das ihm gliche! riefen die Jünglinge. — Sie standen in dem vereinten Schatten zweier junger Eichen. Sie sahen die schlanken und kräftigen Bäume an. Welch ein herrliches Gewächs! sprachen sie. Ihre Wurzeln schlingen sich fest in einander, ihre Häupter streben in gleicher Höhe zum Himmel empor! Beide zum Himmel emporstrebend, widerstehn sie gemeinsam dem Sturm; und überwältigt er sie — sie können nur gemeinsam fallen. Ist hier das Bild unserer Freundschaft? fragten die Jünglinge. — Sie sahen sich an, ihre Augen glänzten, und sie umarmten sich im Schatten der männlichen Eichen.

Krummacher.

Die Eichel.

Einem alten frommen Bramin ward ein Urenkel geboren. Voll Freude über den Segen, der seinem Hause widerfahren war, sprach er: Ich will hinaus gehen, und dem großen Geist und Vater der Natur danken, der uns gesegnet hat. Möcht' er mir Gelegenheit geben, ihn durch irgend eine gute That zu verehren! So sprach er und ging. —

Die Blüthe der reinen Freude ist Dankbarkeit und ihre Frucht Wohlthun.

Mit dem lebendigen Gefühle der Verehrung des großen wohlthätigen Geistes trat der Greis in das Gefilde und in die Schatten der Bäume. Jeder seiner Gedanken war ein Gebet. Noch funkelten die Tropfen eines frischgefallenen Regens an Halmen, Blüthe und Blättern. Die Natur schien ihm verjüngt und schöner als je, obwohl er schon neunzigmal den Frühling gesehen hatte. Sie ist das Werk des guten Geistes, sprach er. Dem, der ihn verehrt und in dem Gebilde den Bildner erkennt, veraltet sie nicht!

Der Greis setzte seinen Weg fort. Da fand er auf dem betretenen Pfade eine Eichel. Schon hatte der Regen durch seine befruchtende Kraft den Keim hervorgelockt; die äußere Schale war zerspalten. Aber der Keim konnte nicht wurzeln auf dem harten kahlen Pfade.

Der Greis bückte sich, nahm sie auf und sprach: Schön, daß mich mein Weg hieher führte. Leicht hätte

dich der Fuß des Wanderers zertreten, oder der Sonnenstrahl vertrocknet. Wohl mir, hier kann ich ein gutes Werk thun, und meine innere Empfindung durch That vollenden, indem ich die Zwecke der weisen Natur befördere, die mit jedem Athemzuge uns eine Wohlthat erweiset. Auch die kleinste Dankbarkeit ist eine süße Pflicht.

Ein Jüngling, der hinter dem Eichbaum stand, hatte die Worte des Braminen vernommen. Er trat hervor und lächelte spöttisch. — Warum lächelst du? fragte ihn der Greis. Der Jüngling antwortete: Über deinen kindischen Sinn, mein Alter, daß du dich freuen kannst, einer Eichel das Leben gerettet zu haben. — Jüngling, sagte der Bramin, wie vermagst du meinen Sinn zu kennen, da du mich heute zum erstenmal siehest? Und warum spottest du des kleinen Dienstes, den ich der Natur zu leisten gedenke? Ihr gilt das Samenkorn so viel als der Baum, und ohne jenes wäre dieser nicht. Auch die Tugend, mein Sohn, beginnt mit dem Kleinen, und steigt von diesem zu dem Größern hinauf. Aber je mehr sie sich ihrem Urbilde und der Vollendung nähert, um desto mehr neiget sie sich zur Demuth und zur Einfalt. Und dann gilt ihr das Kleinste so viel als das Höchste. Sendet nicht auch Brama seinen Strahl und Thau auf den Grashalm und die Palme hernieder? — So sprach der Greis mit freundlichem Ernst.

Der Jüngling entfernte sich schweigend und voll Ehrfurcht. Er hatte den edlen Greis in seiner Würde

gesehen. Er wünschte zu sein wie er. Denn selbst der Leichtsinn muß in seinem Herzen die Tugend verehren.

Der Bramin setzte seinen Weg fort zu einem Hügel, der ringsumher mit Dornen bewachsen war. Ihm begegnete ein Handelsmann und fragte: Denkest du noch aus der Eichel einen Baum zu ziehen? Du wirst wohl schwerlich dich seines Schatten erfreuen!

Der Greis antwortete und sprach: Muß man beim Pflanzen nur an den Schatten des Baumes und an sich selber denken? Macht es denn die Natur so? Mein Sohn, wer nicht erst seit Gestern und Vorgestern gepflanzt hat, findet in dem Pflanzen selbst seinen Beruf und seine Freude.

Er kam an den Hügel. Auf der Spitze desselben unter den Dornen, vergrub er die Eichel, und bedeckte sie sorgsam mit Erde und Moos. — Wie? unter Dornen pflanzest du? rief ihm ein Hirt entgegen, du sorgest übel für deinen Pflegling. — Freund, erwiederte der Bramin, so lange das Pflänzchen zart und klein ist, werden die Dornen es vor rauhen Winden und Verletzung beschirmen, und nimmt es zu, so wird es sich selbst durcharbeiten; denn es ist eine Eiche. — Mein Sohn, ich habe dieses der Natur abgelauscht. Die gute Mutter bedenkt zugleich die Zartheit und die Stärke ihrer Pflegekinder.

Nachdem der Greis sein Werk vollbracht hatte trat er fröhlich den Rückweg zur Heimath an. Wer am Wege baut, dacht er, hat viele Meister! Aber der Erfahrne geht seinen eigenen Gang! —

Als er sich seiner Hütte näherte, sprangen ihm Enkel und Urenkel entgegen, und fragten: Wo bist du so lang gewesen? Er aber versammelte sie um sich her und erzählte ihnen alles, was ihm widerfahren war. Und die Kindlein liebkoseten dem Greise, während er redete, die ältern aber hingen an seinen Lippen und hörten ihm zu. — O, sagte der Greis, als er vollendet hatte, es ist doch nirgends schöner, als in dem Schooße der Natur, wenn man kindlich ihren Vater liebt, und in dem Kreise der Seinen, wo man kindlich geliebt wird. Ja, liebevoller Brama! rief er, und blickte zum Himmel empor — im stillen Kreise der Natur und des häuslichen Lebens steht dein heiliger Tempel!

Die neugepflanzte Eiche wuchs bald aus dem Keim hervor, und erhob sich über die Dornen und ward ein krauser schattiger Baum. Da starb der Greis, und seine Geliebten begruben ihn auf dem Hügel. Und wenn sie den Baum sahen, und sein Säuseln hörten, gedachten sie des Lebens und der weisen Sprüche des Braminen bis zu den spätesten Zeiten, und erzählten von ihm, und suchten zu werden wie er.

Denn das Wort eines weisen Mannes ist wie ein Samenkorn im fruchtbaren Boden.

Krummacher.

Das Wunder.

Eines Tages im Lenze saß Salamo der Jüngling unter den Palmen in den Gärten seines Vaters, des Königs, und schauete vor sich nieder in tiefen Gedanken. Da trat Nathan, sein Lehrer, zu ihm und sprach: Was sinnest du so ernst unter den Palmen?

Der Jüngling erhob sein Haupt, und antwortete: Nathan, ich möchte gern ein Wunder sehn!

Der Prophet lächelte und sprach: Ein Wunsch, den ich auch in meinen Jünglingsjahren hatte. —

Und ward er dir gewährt? fragte eilends der Königssohn.

Ein Mann Gottes, fuhr Nathan fort, trat zu mir und trug einen Granatkern in seiner Hand. Siehe, sprach er, was aus diesem Kern werden wird! Darauf machte er mit seinem Finger eine Oeffnung in die Erde, und legte den Kern hinein und bedeckte ihn. Als er nun die Hand zurückzog, da hob sich die Schale von einander, und ich sahe zwei Blättlein hervorkommen. Aber kaum hatte ich sie gesehen, da schlossen sich die Blättlein an einander und es ward ein runder Stamm in eine Rinde gewickelt, und der Stamm ward zusehends höher und dicker.

Darauf sprach der Mann Gottes zu mir: Gib Acht! Und indem ich aufmerkte, verbreiteten sich sieben Äste aus dem Stamm, gleichwie die sieben Arme an dem Leuchter des Altars.

Ich erstaunte, aber der Mann Gottes winkte, und gebot mir zu schweigen und aufzumerken. Siehe, sprach er, bald werden neue Schöpfungen beginnen!

Darauf faßte er Wasser in seine hohle Hand aus dem Bächlein, das vorüber floß, und besprengte dreimal die Äste, und siehe nun hingen die Äste allesamt voll grünender Blätter, also daß ein kühler Schatten uns umgab, vermischt mit lieblichen Düften. Woher, rief ich, diese Wohlgerüche zu dem erquicklichen Schatten.

Siehest du nicht, sprach der Mann Gottes, die purpurfarbige Blüthe, wie sie aus den grünenden Blättern hervorgesprosset und in Büscheln herniederhängt.

Ich wollte reden, aber ein sanfter Wind schwebte in den Blättern, und streuete die Blüthen um uns her, wie wenn der Schnee aus den Wolken herniederschwebt. Kaum waren die Blüthen gesunken, so hingen zwischen den Blättern die rothen Granatäpfel hernieder, wie die Mandeln an den Stäben Arons. — Da verließ mich der Mann Gottes in tiefem Staunen.

Hier endete Nathan. Da fragte hastig Salomo: Wo ist er? Wie heißet der Name des göttlichen Mannes? Lebet er noch?

Da erwiederte Nathan: Sohn Davids, ich habe dir ein Traumgesicht erzählt.

Als Salomo diese Worte vernahm, ward er betrübt in seinem Herzen und sprach: Wie vermagst du mich also zu täuschen?

Nathan aber fuhr fort: Ich habe dich nicht getäuscht, Sohn Isai. Siehe in dem Garten deines Vaters magst du alles in Wirklichkeit schauen, wie ich dir gesagt habe. Geschiehet nicht jetzt an jeglichem Granatbaum und andern Bäumen dasselbige?

Ja, sagte Salomo, aber unbemerkt und in langer Zeit! —

Da antwortete Nathan: Ist es darum weniger ein göttliches Wirken, weil es in leiser Stille und unbeachtet geschieht? Ich dächte es wäre um desto göttlicher.

Erkenne erst die Natur, sprach er darauf, und ihr Wirken! Dann wirst du leicht an ein Höheres glauben und nicht nach Wundern einer Menschenhand dich sehnen.

Der Zauderer.

A. Sehe ich dich noch immer wie ich dich sah, müßig und ohne Bestimmung, ein Niemand. Du bist in dem Alter, da man Gott und dem Staat dienen soll; auf!

B. Ich möchte wohl; aber alle Dinge sind so schwer! so schwer, daß Niemand es aussprechen mag.

A. So höre auch auf, ein Mensch zu sein: denn des Menschen erstes Gesetz ist Arbeiten.

B. Aber die Arbeiten haben ihre Grade, ihre verschiedenen Gewichte. Indem ich diese nun untersuche, gegen einander abwäge und prüfe, vergeht die Zeit. —

A. Ei dann fort! Was gefällt dir vor andern? Die Theologie?

B. Sie hat viel Ernstes, zu viel Gefahr.

A. Die Jurisprudenz?

B. Ich verstehe mich nicht auf's Lügen.

A. Die Medizin?

B. Dazu bin ich zu schamhaft.

A. Die Philosophie doch?

B. Ich fürchte mich vor der Verrückung.

A. Die Mechanik?

B. Sie hungert.

A. Der Ackerbau?

B. Dazu fehlen mir Kräfte.

A. Die Jagd?

B. Ein thierisches Leben.

A. Fische zu fangen?

B. Macht naß.

A. Die Musik?

B. Ein Comediantenwerk.

A. Die Chirurgie?

B. Stinkt.

A. Die Chemie?

B. Raucht.

A. Eine Fabrik?

B. Stäubt.

A. Die Mühle?

B. Das Klappern tödtete mich.

A. Die Küche?

B. Ist voll Ruß und Rauch.

A. So werde ein Gärtner, ein Weber, ein Schuster, ein Schneider?

B. Das ist dein Spaß.

A. Nun, was mißfällt dir denn am Pferdeknecht?

B. Das Striegeln.

A. Am Kaufmann?

B. Daß sein Glück so wenig Bestand hat.

A. Am Schiffer?

B. Das wilde Meer.

A. Am Soldaten?

B. Er muß Blut vergießen.

A. So gefällt dir ganz und gar kein Baum, an den du dich aufhängen kannst?

B. Das ist's eben, was ich sagte. Alles ist voll Ekel, Verdruß und Mühe. Laß mich bleiben, der ich bin.

A. So mußtest du aber auch kein Kind sein: denn da machtest du dich unrein; kein Knabe: denn da bekamst du die Ruthe; kein Jüngling, da war dir auch warm. Mann wirst du nicht sein wollen; da gibts Haussorgen. Unverheirathet kannst du nicht bleiben; da legt man dir Netze. Alt kannst du nicht werden; da kommen Ungemächlichkeiten.

B. Mich schaudert's, so oft es mir in den Sinn kommt, daß nichts unter der Sonne sei, bei dem man Ruhe findet.

A. Bedenke, daß da Alles dir günstig ist, du allein gegen dich wüthest und dir hart bist. Wenn du an jedem Dinge etwas auszusetzen hast, siehest du nicht,

daß deine unzufriedene Gemüthsart eine viel größere Ungestalt sei, als alle jene Fehler mit einander? Was hast du nöthig dich um aller Menschen Arbeiten zu ängstigen und zu kümmern, da dir eine einzige g'nug sein kann, die Zeit auszufüllen und (wenn du es nur glauben wollest) selbst angenehm zu vertreiben, denn was dir jetzt elend scheinet, wird dir in kurzem weniger verhaßt, endlich leicht werden.

B. Ich will sehen, wozu ich mich entschließen kann.

A. Wähle dir irgend eine gute Lebensart; angenehm wird sie dir werden durch Gewohnheit.

Krummacher.

Die Pfeife.

Ich war noch ein Kind, in meinem siebenten Jahre, als meine Verwandten mir an einem Festtage die Tasche mit Pfennigen füllten. Sogleich ging ich nach einem Laden, wo man Spielzeug für Kinder verkaufte; der Ton einer Pfeife aber, die ich im Vorbeigehen in der Hand eines andern Knaben sah, entzückte mich dergestallt, daß ich ihm freiwillig für dieß eine Stück meine ganze Baarschaft anboth. Nun ging es nach Hause, wo ich pfeifend durch alle Winkel zog, sehr vergnügt über meine Pfeife, aber der ganzen Familie damit zur Last. Da meine Schwestern, Brüder und Vettern hörten, was für einen Tausch

ich getroffen habe, so versicherten sie mir: ich hätte viermal mehr für das Ding gegeben, als es werth sei. Nun fiel mir ein, was für schöne Sachen ich für das übrige Geld hätte kaufen können, und sie lachten mich so sehr über meine Einfalt aus, daß ich vor Verdruß anfing zu weinen. Die Reue machte mir nun mehr Ärger, als die Pfeife mir Vergnügen gemacht hatte.

Da dieß aber ewig bleibenden Eindruck auf mich machte, so ward mir's in der Folge sehr nützlich. Oft wenn ich in Versuchung kam, mir etwas Unnöthiges zu kaufen, sagte ich zu mir selbst: Gib nicht zu viel für die Pfeife, und so sparte ich mein Geld.

Als ich groß ward, in die Welt trat, und die Handlungen der Menschen beobachtete, glaubte ich oft, sehr oft auf Leute zu treffen, die zu viel für die Pfeife gaben.

Sah ich einen Menschen, der ängstlich nach Hofgunst strebte und der für sie seine Zeit in Vorzimmern, seine Ruhe, seine Freiheit, seine Tugend, und vielleicht seine Freunde aufopferte, so sagte ich zu mir selbst: Dieser Mann gibt zu viel für seine Pfeife.

Sah ich einen Andern um die Gunst des Volkes buhlen, unablässig mit politischen Händeln sich beschäftigen, und seine eigenen Geschäfte darüber vernachläßigen und zu Grunde richten, so sagte ich: Wahrlich, der bezahlt zu viel für seine Pfeife.

Fand ich einen Geizhals, der sich selbst jede Gemächlichkeit des Lebens versagte, auf das Vergnügen,

Andern Gutes zu thun, und die Achtung seiner Mitbürger gänzlich Verzicht that, der die Freuden wohlwollender Freundschaft dem Durst, Schätze zu häufen, aufopferte — armer Mann, sagte ich, fürwahr, du bezahlst zu viel für deine Pfeife.

Traf ich einen Freudenjäger, der blos um sinnlicher Genüssen willen jede löbliche Verbesserung seines Geistes oder Vermögens versäumte, so dachte ich: Betrogener Mann, du schaffst dir selbst Schmerz statt Vergnügen: du gibst zu viel für deine Pfeife.

Sehe ich einen Menschen, der an schönen Kleidern, schönen Möbeln, schöner Equipage, alles über sein Vermögen hängt, für die er Schulden macht, und seine Laufbahn im Gefängnisse beschließt — ach! sage ich dann: der hat seine Pfeife theuer, sehr theuer bezahlt.

Wenn ich ein schönes, sanftes Mädchen an einen bösartigen Drachen von Manne verheirathet sehe, so sage ich: Jammer und Schade, daß sie so viel für eine Pfeife gegeben hat.

Kurz, ich glaubte zu bemerken, daß die Menschen selbst sich den größten Theil ihrer Übel durch die falsche Schätzung des Werthes der Dinge und dadurch zuziehen, daß sie immer zu viel für ihre Pfeifen geben.

Franklin.

Der Gang in's Freie, ein Kirchgang.

Du gehest jetzt in die große, schuldlose Natur. Kommst du rein genug in diesen Tempel? Bringst du keine giftige Leidenschaft an diesen Ort, wo Blumen blühn und Vögel singen? Trägst du keinen Haß hieher, wo die Natur sich liebt? Ist deine Seele so ruhig wie der Strom, der wie ein Spiegel des Himmels dahinzieht? Ach! wäre dein Herz doch noch so unverfälscht und unzerrüttet, wie die Natur, die ich sehe, wie der große Schöpfer sie vollendete.

J. P. Richter.

Grün.

Wenn du doch in jedem Zimmer etwas Grünes anbrächtest, mein Einziger! — Wär' es auch nur so wenig, wie Salat auf der Tafel des reichen Mannes Was ich grün liebe! Grün ist das Kleid des Lebens, der Schmuck der Freude! So geht unsere Mutter, die Erde, die uns trug ehe wir lebten, und die, wenn wir unser Haupt neigen und sterben, uns wieder ihren Schooß nicht versagt! — Laß uns leben lernen von dieser unserer Mutter. Weiß ist ihr Grabkleid! Grün ihr Anzug der Wonne! Warum wollten wir uns erheben über unsern Stand. Blau ist Himmelstracht und vielleicht die Decke von Geistern und von vollendetern Wesen, die mehr sind, als wir. — Hier und da in

unser Landhaus kann Blau kommen, des Geistes halber, der in uns ist. Nur Grün nicht zu vergessen, schon wegen unserer Mutter. H.

Der spröde Ast.

Darum machst du dich kraus und bist unwillig, weil dich der Gärtner zurückbog? Darum willst du keinen Sonnenschein annehmen und sterben? Eigensinniger Ast! lerne dich selbst kennen und einsehen, daß du nur von einem Baum ein Theilchen bist. Wie viel Äste hat der Baum, die ihm weit näher zum Herzen gehen, als du. Wie viel Äste, die wie nervichte Menschenarme sich ausdehnen, wogegen du sogar nur ein Ästchen vom Aste bist. Sieh, wie viel Bäume im Garten sind, die sich alle den Gesetzen des Gärtners bequemen und wohl daran thun. Bin denn ich nicht augenscheinlich für einen Freistaat? Leid ich denn Gartenscheere und Tirannei? Was aber gute Ordnung im Ganzen befördert, Lieber! das laß dir gefallen, denn das müssen Menschen auch, die, wenn gleich nicht ein längeres, doch ein besseres Leben führen, als alle Bäume, die doch auch heute stehen und morgen in den Ofen geworfen werden. Wem thust du Schaden, daß du verdorrst? Dir, nur dir. — Blick nur auf, gleich sind zehn Äste, die von deinem Eigensinn Vortheil ziehen, dich überflügeln und groß auf deine Kosten werden! — H.

Die ersten Hirten.

Noch lag die Sonne tief im Osten und graues Dämmern hellte ihre Strahlen, als Nimrod mit seinem gewaltigen Geschoß hinauszog in den Forst, auszuspüren das verborgene Wild, aufzuschrecken vom Schlafe die Thiere des Waldes, zu gewinnen des Tages Labsal, zu beginnen den furchtbaren Kampf mit dem wüthenden Stier und in dem blutigen Kampfe seine Männerlust zu kühlen. Die Spur verrieth ihm bald die Nähe der Beute, die er suchte, er folgte ihr und kam in eine weite Felsenkluft. Da hoffte er das Thier zu finden und mit Pfeilen wollte er es herauslocken aus seiner Hausung; aber die Stimme verhallte in den krummen Gängen der Höhle und die Pfeile brachen an den starren Klippen; der ersehnte Stier zeigte sich nicht. Und beherzt faßt Nimrod den Bogen und tritt in die Höhle und wandelt den krummen Ganz bis in's Innerste. Siehe da war im verlaß'nen Lager ein junges Kalb, dem ein reißend Thier oder ein grausamer Jäger die Mutter getödtet. — Zitternd stand es, unbewußt der Gefahr, die in des Menschen Arme schwebte und Nimrod senkte den gespannten Bogen, mit dem er nur das Widerstrebende, das Wehrlose nimmer zu zerschmettern pflegte. Und den Riemen löste er sich ab, der ihn umgürtete und schlang denselben um den Hals des zagenden Wildes und führte es über den steilen Abhang hinab seiner Laubhütte im Thale zu.

Da ruft er seinen Erstgebornen, einen braunlockigen Knaben, voll Muth in Kinderbrust und zeigt ihm das Thier und will es ihm loslassen, damit er versuchte im Laufe zu erlegen das flüchtige Thier. Indem aber der junge Jäger hinläuft mit wilder Freude seine Waffen zu hohlen, kommt die sanftere Tochter, zu sehen die Beute des Vaters, sieht das zitternde Kalb da stehn und schaudern und vernimmt, was der Vater über dasselbe verhängt. Mein Vater sprach sie, und ihre Stimme klang so süß, warum willst du tödten dieses wehrlose Thier, das unser Thal nicht verwüstet und nicht droht unserm Leben? Dann näherte sie sich dem Wilde und streichelt es, und läßt sich lecken die weiche Hand und bittet ferner den Vater: Ich will es füttern von meinen Früchten, ich will es pflegen, denn es scheint so mild. Da kam der Knabe gerüstet mit Bogen und Pfeil und die Schwester spricht zu ihm dasselbe und fällt ihm in die bewaffneten Arme, zeigt ihm wieder das geduldige Thier, wie es zittert und freundlich liebkost mit stachelloser Zunge. Und der wackere Junge spricht zu seinen Vater: Wenn du wieder ausgehst, den Tiger zu jagen oder den brüllenden Ur, da nimm mich mit; das Wehrlose will ich nicht tödten; will es aber zähmen, daß es folge meinem Rufe und will es täglich hinausführen, damit es Weide finde, und ihm eine Hütte bauen, es zu schützen vor Wind und Regen; dahin will ich dir's, Schwester, bringen, so oft die

Sonne hinabsinkt hinter den Gebirgen. Und des rauhen Vaters bewegtes Gemüth fühlte neue Lust, wenn er die Kinder sah weiden das junge Rind auf der beblümten Au. S.

Die dunkelblaue Wiese.

Vater. Ich kenne eine große dunkelblaue Wiese—

Emil. Vater, das ist dein Spaß; solche gibt's ja gar nicht; die Wiesen sehen grün aus, aber nicht blau.

Vater. Meine Wiese sieht aber doch blau aus und ist größer, als alle Wiesen auf der Welt.

Laura. Hab' ich sie gesehen, Vater?

Vater. Du und ihr alle habt sie gesehen und bekommt sie alle Tage zu sehen. Auf meiner Wiese gehen Jahr aus, Jahr ein, einen Tag, wie den andern eine unzählbare Menge großer und kleiner Schafe auf die Weide, obwohl nichts wächst.

Anton. Aber, Vater, was machen sie denn dort wenn sie nichts zu fressen finden? Die Schafe können doch nicht hungern?

Vater. Meine Schafe und Lämmer hungern nicht und fressen auch nicht.

Emil. Dahinter steckt etwas; das sind gewiß keine lebendigen Schafe, denn die müssen doch fressen, sonst verhungern sie.

Vater. Lebendig sind meine Schafe; sie leben schon über tausend Jahr, und immer sind sie noch so wie ehemals, obwohl sie weder hungern, noch dursten.

Lida. Uiber tausend Jahre sind deine Schafe alt, Vater? Das kommt mir wunderbar vor; die Schafe hat unser Lehrer gesagt, werden höchstens vierzehn Jahre alt.

Vater. Aber es ist doch so, wie ich gesagt habe, liebes Kind, nnd schön sind meine Schafe, so schön und glänzend, daß die Schafe in — in — wie heißt doch das Land, wo die besten Schafe sind?

Emil. In Spanien, in Spanien! Sieh, Vater, ich hab's behalten.

Vater. Daß die Schafe in Spanien gar nicht mit ihnen können verglichen werden; denn die ganze Heerde hat goldne Pelze.

Die Kinder sahen einander verwundert an, brachen aber plötzlich in ein lautes Gelächter aus und riefen: Nein, solche gibt's nicht; mit goldenen Fellen — wie könnten die schwachen Thiere so eine Last tragen! Vater, du willst nur sehen, ob wir es glauben.

Vater. Es ist mein Ernst, Kinder; die Felle schimmern wirklich, wie Gold, so hell und leuchtend, und ihr habt euch schon oft darüber gefreuet.

Emil. Vater, sind sie den ganzen Tag auf der Weide? Hört man sie nicht schreien?

Vater. Sie sind zwar den ganzen Tag darauf, aber man siehet sie nicht. Auch habe ich sie noch nicht schreien hören.

Lida. Wenn nun der böse Wolf kommt, da schreien sie doch und laufen davon.

Vater. Auf diese Weide kann niemals ein Wolf kommen, und dann haben sie auch einen Hirten, der über sie wacht.

Anton. Einen Hirten? Einen Hirten? Kann denn der auf so viele Schafe Achtung geben? Wie sieht er denn aus?

Vater. Der trägt ein schönes, helles, weißes Kleid, das wie Silber glänzt und niemals schwarz wird. Und ob er wohl weit länger, als tausend Jahr die Heerde bewacht hat, so ist er doch noch nie eingeschlafen, hat sein Kleid nie ausgezogen. Er bleibt stets hell und munter und sein Kleid immer rein.

Emil. Nein, daraus kann ich nicht klug werden; das muß ein närrischer Mann sein; der muß weder stehen, noch gehen können und blind sein, wie der alte Tobias da drüben, der doch erst achtzig Jahre alt ist. —

Vater. Er steht nicht still, sondern geht immer unter seinen Schafen umher; auch ist er nicht blind, sondern sieht sehr hell. —

Laura. Vater, er schläft gewiß, und du sagst nur so, damit wir nicht so lange schlafen sollen. Er kann auch schlafen, denn seine Hunde werden schon die Heerde bewachen.

Vater. Seine Hunde? — Hunde hat er gar nicht und braucht auch keine.

Laura. Aber eine Schalmei hat er doch und bläst darauf?

Vater. Eine Schalmei zwar nicht, aber ein schönes silbernes Horn; blasen kann er aber nicht, und das Horn gibt auch keinen Ton von sich.

Anton. Nun das kommt immer wunderlicher. Ein Hirt mit seinen Schafen, die über tausend Jahre alt sind, der ein Horn hat und nicht blasen kann; der nie schläft und doch munter ist; — das begreif ich nicht.

Emil. Vater in welchem Lande liegt denn die Wiese, wo die Wunderschafe gehen?

Vater. Die Wiese liegt in gar keinem Lande, sondern geht über alle Länder weg.

Lida. In der Luft also, Vater, in der Luft?

Vater. Ja, da liegt sie.

Lida. Aber wie kommen denn die Schafe dahin? Sie können doch nicht fliegen?

Vater. O ja, meine Schafe können in der Luft umherspazieren und fallen nicht herunter.

Anton. Nun, die möcht ich fliegen sehen.

Vater. Du kannst sie alle Tage gehen sehen. Wenn es Abend wird, kommen sie zum Vorschein und weiden die ganze Nacht.

Emil. Ach! nun weiß ich, wer die goldnen Schafe sind; aber der Hirt!?

Vater. Der ist auch bei den Schafen, und wenn ihr ihn sehen wollt, so seht einmal zum Fenster hinaus, denn dort kommt er herauf.

Alle Kinder. Der Mond! der Mond! O, nun wissen wir's, und die Sterne sind die Schafe und die

blaue Wiese der Himmel. Du hast es uns aber zu schwer gemacht, Vater! Aber noch eins, es war so hübsch; noch eins!

Vater. Morgen, Kinder, heute weiß ich keines mehr.

Besseldt.

Ein gutes Mittel sich von schwerer Arbeit frei zu machen.

Leopold hatte seit etlichen Tagen seinen kleinen Freund Christian nicht gesehen und kam jetzt um ihn zu besuchen. Er glaubte durch seinen Besuch große Freude bei Christian hervorzubringen; er irrte sich aber. Als er zu ihm in die Stube trat, saß jener ganz betrübt am Tische und hatte den Kopf in die Hände gelegt. Ganz unmuthig fragte er: Was bringst du mir denn?

Ich will dich besuchen, antwortete Leopold. Ich glaube aber, du siehst mich nicht gern. Du bist ja so verdrießlich. Bist du krank? Oder sind deine Eltern nicht mit dir zufrieden? Oder hat dich jemand beleidigt?

Ach, Nichts von allem diesen, sagte Christian, ich habe nur gar zu viel zu thun! Da hat mir mein Vater ein Buch gegeben, daraus soll ich ihm etwas abschreiben. Sieh nur einmal das ganze Stück, hier die ganze Seite und auch diese halbe. Wann will ich

damit fertig werden? Da kann ich ja nicht einen Augenblick spielen?

Wenn du weiter keinen Kummer hast, sagte Leopold, so will ich dir bald helfen. Suche nur gleich Dinte, Feder und Papier herbei; setze dich hin und schreibe, und gehe nicht eher von der Stelle, als bis du mit deiner Arbeit fertig bist. Da wirst du sie bald endigen, und das Herz wird dir hernach recht leicht werden. Das habe ich von meinem Lehrer gelernt. — Der sagte mir immer, so lange man ein schweres Geschäft vor sich habe, würde man niemals recht vergnügt. Deswegen müsse man es frisch angreifen, so käme es bald zu Ende, und wenn es zu Ende sei, so habe man immer darüber eine große Freude.

Das ist ja aber gar zu viel, fuhr Christian fort, das kann ich ja unmöglich Alles schreiben; sieh nur eine Seite und noch eine halbe Seite!

Er wurde darüber so unwillig, daß er wirklich den Mund verzog und anfing zu weinen.

Je mehr du zu schreiben hast, Christelchen, antwortete ihm Leopold, desto eher mußt du damit anfangen und desto länger mußt du dabei bleiben. Wenn du den ganzen Tag den Kopf in die Hand legest und das ganze Schnupftuch voll weintest, so schaffteſt du damit keine Zeile fertig. Frisch setze dich hin und schreibe; ich will mich so lange in diese Ecke setzen und lesen, bis du fertig bist. —

Wirklich setzte sich Leopold in eine Ecke, sprach kein Wort mehr, sondern las in einem Buche. Chri-

stian aber holte einen tiefen Seufzer, nahm die Feder und schrieb und sprach kein Wort mehr. Und je länger er schrieb, desto mehr nahmen die Zeilen ab, die er abschreiben sollte. Er merkte es und wurde dadurch geneigt immer eifriger im Schreiben fortzufahren. — Kaum war eine halbe Stunde vorbei, so rief er: Punktum, ich bin fertig! sprang vom Stuhle auf, umarmte seinen Freund Leopold, dankte ihm für den guten Rath, den er ihm gegeben hatte und spielte nun noch, ein Paar Stunden recht vergnügt mit ihm im Damenbrette.

Erzählung aus dem Morgenlande.

In der Türkei, wo es bisweilen etwas ungerade hergehen soll, trieb ein reicher und vornehmer Mann einen Armen, der ihn um eine Wohlthat anflehte, mit Scheltworten und Schlägen von sich ab, und, als er ihn nicht mehr erreichen konnte, warf er ihn noch mit einem Steine. Alle, die es sahen, verdroß es, aber Niemand konnte errathen, warum der arme Mann den Stein aufhob und ohne ein Wort zu sagen in die Tasche steckte, und Niemand dachte daran, daß er ihn von nun an so bei sich tragen würde. Aber das that er.

Nach Jahr und Tag verübte der reiche Mann einen Spitzbubenstreich und wurde deswegen nicht nur seines Vermögens verlustig, sondern er mußte nach dortiger Sitte zur Schau und Schande, rückwärts auf

einen Esel gesetzt, durch die Stadt reiten. An Spott und Schimpf fehlte es nicht. Der Mann mit dem räthselhaften Steine in der Tasche stand unter den Zuschauern eben auch da und erkannte seinen Beleidiger. Jetzt fuhr er schnell mit der Hand in die Tasche; jetzt griff er nach dem Steine; jetzt hob er ihn in die Höhe um ihn wieder nach seinem Beleidiger zu werfen, aber, wie von einem guten Geiste gewarnt, ließ er ihn wieder fallen und ging mit einem bewegten Gesichte davon.

Daraus kann man lernen: Erstens, man soll im Glück nicht übermüthig, nicht unfreundlich und beleidigend gegen geringe und arme Menschen sein, denn es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war, und: Wer dir, als Freund, nichts nützen kann, der kann vielleicht, als Feind, dir schaden. Zweitens, man soll seinem Feinde keinen Stein in der Tasche und keine Rache im Herzen nachtragen. Denn als der arme Mann den seinen auf die Erde fallen ließ und davon ging, sprach er zu sich selber so:

Rache an dem Feinde auszuüben, so lange er reich und glücklich war, das wäre thöricht und gefährlich; jetzt wo er unglücklich ist, wäre es unmenschlich und schändlich.

Hebels Schatzkästlein.

Der Argonautenzug.

Griechenland war in den urältesten Zeiten ein rauhes und feuchtes Land; in den dichten Wäldern hausten Löwen, Eber und andere wilde Thiere, in den Sümpfen nisteten große Schlangen oder Drachen. Erst nach und nach wurde es durch Erdbeben, Ueberschwemmungen und Ausrottung der Wälder und Anlegung von großen und kleinen Städten besser gestaltet. Lange aber waren die Griechen oder Helenen noch arm, wilde Eicheln waren ihre Kost und Thierfelle ihre Bekleidung. Erst als sie Schiffe bauten und in ferne Länder segelten, brachten sie manches in's Land, was das Leben bequemer und angenehmer machte. Die erste Schifffahrt von der uns in den alten Büchern gesagt wird, ist der Argonautenzug.

Ums Jahr 1260 vor Ch. G. nämlich vereinigten sich mehrere Hellenen aus verschiedenen Völkerschaften bauten aus Fichten vom Berge Pelion ein Schiff, das sie Argo die schnellseglende nannten, und beschlossen nach Kolchis zu fahren. Von dem Schiffe Argo hießen die Männer, die diese Fahrt wagten, die Argonauten.

Kolchis aber ist ein Land, welches gegen Morgen am schwarzen Meere liegt, am Fuße des Berges Caucasue, von welchem der Phasis herabströmt. Von diesem Lande ging die Sage, daß dort ein goldenes Widderfell, welches einst ein Grieche den Göttern

zum Opfer gebracht hatte, in einem Haine auf einem Baume hinge, und von einem bösen Drachen bewacht werde. Schon damals war die Begierde nach Gold mächtig und darum vereinigten sich 54 Hellenen, um dahin zu schiffen und den köstlichen Schatz, welches man auch das goldene Vließ nennt, zu holen. Ihr Anführer war Jason König von Jolcos in Thessalien. Unter den kühnsten Hellenen nennt man außer ihm Herkules, die Zwillingsbrüder Castor und Pollux, Peleus, Admet, Orpheus, und die Freunde Theseus und Piritheus.

Mit günstigem Winde segelten sie aus dem Hafen von Jolcos, Orpheus schlug die Leier und belebte mit Spiel und Gesang den Muth der Gefährten. Der kluge Schiffer Tiphes lenkte das Steuerruder. Bald aber kam ein Sturm, der den meisten der Helden, welche die Gefahren des Meers nicht gewohnt wareu, das Herz erzittern machte. Mehrere von ihnen gelobten in der Angst ihrer Seele fromm zu werden, und so bald sie glücklich gelandet wären, den Göttern eifriger zu dienen als bisher, ja sich in die Geheimnisse von Samothrazien einzuweihn. Denn wenn die Noth kommt, da erkennt auch der roheste Mensch, daß eine höhere Macht über ihn walte. Endlich erreichten sie die Insel Lemnos, wo es ihnen so wohl gefiel, daß sie zwei Jahre daselbst verweilten. Von Lemnos segelten die Argonauten nach Samothrazien, wo die Helden ihre Gelübde erfüllten und sich in die heiligen Geheimnisse jenes Landes

einweihen ließen. Nun ging es frischen Muthes weiter, die Beschäftigung mit göttlichen Dingen hatte sie gestärkt und erhoben, und bald landeten sie bei Troas. Hier verlor Herkules seinen Liebling, den schönen Knaben Hylas, der Wasser zu schöpfen ausgegangen war und nicht wiederkam. Die Dichter sagen, an der Quelle aus welcher er Wasser schöpfen wollte, sei eine Najade gesessen und die habe den Knaben anfangs gelockt, endlich ergriffen und ins Wasser hinabgezogen. Da verließ Herkules seine Gefährten und Telemon begleitete ihn, den Knaben zu suchen; vergeblich aber rief Herkules den Namen seines Lieblings, so daß das ganze Land von seiner Stimme wiederhallte, er fand ihn nimmer mehr, kam aber nicht wieder zurück zu dem Schiffe sondern irrte lange in Asien herum.

Die Argonauten selbst richteten ihren Lauf immer nach Osten und hatten noch allerlei Gefahr und Kämpfe zu bestehn, besonders wenn sie landeten und mit den wilden Bewohnern der Insel streiten mußten. Einmal jedoch kamen sie auch zu einem guten Manne, zu dem alten blinden Phineus, der ihnen besonders guten Rath auf die Reise mitgab und einen Wegweiser durch die Cyaneischen Felsen, oder Symplegaden mitgab. Dieß waren zwei Felsen, die am Eingange des schwarzen Meeres einander gegenüber lagen; wenn man sich ihnen näherte, so schien es, als ob sie sich bald öffneten, bald schlößen, woher die alte Sage entstand, daß sich diese Felsen

wirklich bewegten, und wie Scheeren auf und zuklappten. Die Argonauten kamen aber glücklich durch und seitdem hieß es, Neptun habe diese Felsen befestigt. Noch ehe sie nach Colchis kamen, starb Tiphys der Steuermann, und an seine Stelle trat Anceus. Nach manchem Sturm langten die Helden endlich in Colchis an, der König Aëtes nahm sie nicht unfreundlich auf, und versprach auch das goldene Vließ herauszugeben, verlangte aber von Jason ein hartes Stück Arbeit. Er sollte zwei flammenathmende Stiere an einen diamantenen Pflugschar spannen und damit auf einem Felsen vier Morgen noch nie gepflügtes Land aufreißen, dann sollte er in die Furchen Drachenzähne säen, woraus geharnischte Männer erwachsen würden, die er alle tödten müßte. Sodann sollte er den Drachen, der das goldene Vließ bewachte, angreifen und tödten.

Nimmermehr hätte Jason dieses Abentheuer bestanden, wäre ihm nicht Medea, die Tochter des Königs, beigestanden. Sie war eine Zauberin und machte den Helden zuerst unüberwindlich und gab ihm dann einen Stein, den er unter die herauswachsenden Eisenmänner schleudern sollte.

Jason erschien nun am andern Tage auf dem Felde, wo er pflügen sollte. Der König und sein ganzes Volk stand stumm und schweigend da. Nun kamen die Stiere und stürzten sich wild und schnaubend auf den Helden, wie sie aber nahe kamen merkten sie die Zauberkraft, die den Jason gestärkt hatte, und

sie wurden plötzlich zahm, und beugten willig ihren Nacken unter das Joch. Jason spannte sie darauf ein, pflügte den Felsen und säete die Drachenzähne in die Furchen.

Plötzlich wuchsen aus der Erde geharnischte Männer hervor, die alle ihre Schwerter auf Jason zückten. Der warf aber unter sie den bezauberten Kieselstein, worauf sie in grimmiger Wuth sich untereinander niederhieben.

König und Volk wußten sich vor Erstaunen nicht zu fassen; Jason aber eilte zu Medea und erhielt von ihr Kräuter und einen Trank, den Drachen einzuschläfern. Dieß warf er dem Ungethüme zu und kaum daß es gierig verschlungen war, erfolgte die Wirkung. Jason zog sein Schwert und tödtete das Ungeheuer, nahm das Widderfell von dem Baume herab und ging damit zurück zum Könige, zeigte es und brachte es sodann ins Schiff, und rüstete sich zur Abfahrt.

Aëtes merkte bald den Verrath seiner Tochter, sie aber segelte noch in der Nacht aus Furcht vor der Strafe mit den Argonauten davon.

Allein der Vater verfolgte die schnellsegelnde Argo mit seinen Schiffen, und beim Ausfluße der Donau erreichte er sie. Als Medea die nahen Segel erblickte, nahm sie in der Verzweiflung ihren kleinen Bruder A b s y r t u s, den sie als Geisel mitgenommen hatte, tödtete ihn und stellte Haupt und Hände an einen hohen Felsen aus, und streute die übri-

gen Glieder an dem Ufer hie und da umher. Als der Vater diesen Jammer erblickte und die zerstreuten Glieder unter Thränen und Wehklagen sammelte, hatten die Fliehenden Zeit zu entrinnen. Aber unzählige Leiden und Gefahren verfolgten sie, ehe sie Griechenland erreichten. Aus Furcht vor Aëtes getrauten sie sich nicht in's schwarze Meer zurückzuschiffen, und als sie auf der Donau nicht mehr weiter konnten, trugen die Abentheurer das leichtgebaute Schiff viele Meilen weit, über Berg und Thal bis an den Adriatischen Meerbusen auf ihren Schultern fort. Dort stachen sie wieder in die See, wurden aber von den Stürmen bis nach Sicilien getrieben, wo sie mit genauer Noth durch die gefährliche Scylla und Charybdis fuhren. Endlich gelangten sie in den Hafen Jolcos; allein beinahe alle Helden duldeten noch in der Folge unzählige Leiden. Jason büßte durch endlosen Gram und Verzweiflung, die ihm die lasterhafte Medea verursachte. Medea selbst, als sie Jammer und Elend über das Haus ihres Gatten gebracht und ihre eigenen Kinder ermordet hatte, entfloh auf einem Wagen, der von Drachen gezogen wurde, selbst ein böser Drache, der seine Strafe in der endlosen Pein eines anklagenden Gewissens trug. S.

Die Bremer Stadtmusikanten.

Es hatte ein Mann einen Esel, der ihm schon lange Jahre treu gedient, dessen Kräfte aber nun zu Ende gingen, so daß er zur Arbeit immer untauglicher ward. Da wollte ihn der Herr aus dem Futter schaffen, aber der Esel merkte, daß kein guter Wind wehte, lief fort und machte sich auf den Weg nach Bremen; dort, dachte er, kannst du ja Stadtmusikant werden. Als er ein Weilchen fortgegangen war, fand er einen Jagdhund auf dem Wege liegen, der jappte wie einer, der sich müde gelaufen. „Nun, was jappst du so?“ sprach der Esel: „Ach, sagte der Hund, weil ich alt bin und jeden Tag schwächer werde, und auf der Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr wollen todt schlagen, da habe ich Reißaus genommen; aber womit soll ich nun mein Brod verdienen?“ Weißt du was, sprach der Esel, ich gehe nach Bremen, dort Stadtmusikant zu werden, geh mit und laß dich auch bei der Musik annehmen.“ Der Hund wars zufrieden und sie gingen weiter. Es dauerte nicht lange, so saß da eine Katz auf dem Wege, und machte ein Gesicht, wie drei Tage Regenwetter. „Nun, was ist dir denn in die Quere gekommen?“ sprach der Esel. „Ei, antwortete die Katze, wer kann da lustig sein, wenn's einem an den Kragen geht? Weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne stumpf werden, und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne, als nach den Mäusen herumjage, hat mich meine Frau ersäufen wollen;

ich hab' mich zwar noch fortgemacht; aber nun ist guter Rath theuer; wo soll ich hin?“ „Geh mit uns nach Bremen, du verstehst dich doch auf die Nachtmusik, da kannst du ein Stadtmusikant werden.“ Die Katze wars zufrieden und ging mit. Darauf kamen die drei Landflüchtigen an einem Hof vorbei, da saß auf dem Thore der Haushahn, und schrie aus Leibeskräften. „Du schreist einem durch Mark und Bein, sprach der Esel, was hast du vor?“ „Da hab ich gut Wetter prophezeit, sprach der Hahn, weil unserer lieben Frau Tag ist, wo sie dem Christkindlein die Tücher gewaschen hat und sie trocknen will, aber weil morgen zum Sonntag Gäste kommen, so hat die Hausfrau doch kein Erbarmen und hat der Köchin gesagt, sie wollte mich morgen in der Suppe essen, und da soll ich mir heute Abend den Kopf abschneiden lassen. Nun schrei ich aus vollem Hals, so lang ich noch kann.“ „Ei was, du Rothkopf, sagte der Esel, zieh lieber mit uns fort nach Bremen, etwas bessers als den Tod findest du überall; du hast eine gute Stimme und wenn wir zusammen musiciren, so muß es eine Art haben.“ Der Hahn ließ sich den Vorschlag gefallen und sie gingen alle vier zusammen fort.

Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tage nicht erreichen, und kamen Abends in einen Wald, wo sie übernachten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen großen Baum, die Katze und der Hahn machten sich aber hinauf, und der Hahn flog bis in die Spitze, was am sichersten für

ihn war. Ehe er einschlief sah er sich noch einmal nach allen vier Winden um, da däuchte ihn, er sähe in der Ferne ein Fünkchen brennen, und rief seinen Gesellen zu, es müßte nicht gar weit ein Haus sein, denn es scheine ein Licht. Da sprach der Esel: „So müssen wir uns aufmachen und noch hingehn, denn hier ist die Herberge schlecht;“ und der Hund sagte: „Ja, ein Paar Knochen und etwas Fleisch daran thäten mir auch gut.“

Nun machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war, und sahen es bald heller schimmern, und es ward immer größer, bis sie vor ein erleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel, als der größte, machte sich ans Fenster und schaute hinein. „Was siehst du, Grauschimmel?“ fragte der Hahn. „Was ich sehe? antwortete der Esel, einen gedeckten Tisch mit schönem Essen und Trinken, und Räuber sitzen daran und lassen sich's wohl sein.“ „Das wäre was für uns,“ sprach der Hahn. „Ya, ya, ach wären wir da! sagte der Esel. Da rathschlagten die Thiere, wie's anzufangen wäre, um die Räuber fortzubringen; endlich fanden sie ein Mittel. Der Esel mußte sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken, die Katze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf und setzte sich der Katze auf den Kopf. Wie das geschehen war, fingen sie insgesammt auf ein Zeichen an, die Musik zu machen; der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze miaute und der Hahn krähte, indem stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein,

daß die Scheiben klirrend niederfielen. Die Räuber fuhren bei dem entsetzlichen Geschrei in die Höhe, meinten nichts anders, als ein Gespenst käme herein und flohen in größter Furcht in den Wald hinaus. Nun setzten sich die vier Gesellen an den Tisch, nahmen mit dem vorlieb, was übrig geblieben war, und aßen, als wenn sie vier Wochen hungern sollten. — Wie die vier Spielleute fertig waren, löschten sie das Licht aus und suchten sich eine Schlafstätte, jeder nach seiner Natur und Bequemlichkeit. Der Esel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die Thüre, die Katze auf den Heerd bei der warmen Asche, und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken, und weil sie müde waren von ihrem Weg, schliefen sie auch bald ein. Als Mitternacht vorbei war, und die Räuber von Weitem sahen, daß kein Licht mehr im Hause war, auch alles ruhig schien, sprach der Hauptmann: „Wir hätten uns doch nicht sollen ins Bockshorn jagen lassen," und hieß einen hingehen und das untersuchen. Der Abgeschickte fand alles still, ging in die Küche, wollte ein Licht anzünden und nahm ein Schwefelhölzchen, und weil er die glühenden feurigen Augen der Katze für lebendige Kohlen ansah, hielt er es daran, daß es Feuer fangen sollte. Aber die Katze verstand keinen Spaß, sprang ihm in das Gesicht, spie und kratzte. Da erschrack er gewaltig, lief und wollte zur Hinterthüre hinaus, aber der Hund der da lag, sprang auf und biß ihn ins Bein, und als er über den Hof an dem Miste vorüberrannte, gab ihm der Esel noch

einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuß; der Hahn aber der vom Lärmen aus dem Schlafe geweckt und munter geworden war, rief vom Balken herab: „kikeriki!" Da lief der Räuber, was er konnte, zu seinem Hauptmann zurück und sprach: „Ach, in dem Hause sitzt eine gräuliche Hexe, die hat mich angehaucht und mit ihren langen Fingern mir das Gesicht zerkratzt, und vor der Thüre steht ein Mann mit einem Messer, der hat mich ins Bein gestochen, und auf dem Hof liegt ein schwarzes Ungethüm, das hat mit einer Holzkeule auf mich losgeschlagen, und oben auf dem Dache da sitzt der Richter, der rief: „bringt mir den Schelm her!" Da machte ich, daß ich fortkam." Von nun an trauten sich die Räuber nicht weiter in das Haus; den vier Bremer Musikanten gefiels aber so wohl darin, daß sie nicht wieder heraus wollten, und der das zuletzt erzählt hat, dem ist der Mund noch warm.

Das Lumpengesindel.

Hähnchen sprach zum Hühnchen: „Die Nüsse sind reif geworden, da wollen wir mit einander auf den Berg gehen, und uns einmal recht satt daran essen, eh sie das Eichhorn alle wegholt." „Ja, antwortete das Hühnchen, komm, wir wollen uns eine Lust miteinander machen." Da gingen sie zusammen fort auf den Berg, und weil es ein heller Tag war, blieben

sie bis zum Abend; nun weiß ich nicht, ob sie sich so dick gegessen, oder ob sie übermüthig geworden waren, kurz sie wollten nicht zu Fuß nach Haus gehen, und das Hähnchen mußte einen kleinen Wagen von Nußschalen bauen. Als er fertig war, setzte sich Hühnchen hinein und sagte zum Hähnchen: „Du kannst dich nur immer vorspannen.“ — „Nein, sagte das Hähnchen, das wäre mir recht! lieber geh ich zu Fuß nach Haus, als daß ich mich vorspannen lasse, so haben wir nicht gewettet; Kutscher will ich wohl sein und auf dem Bock sitzen, aber selbst ziehen, das thu ich nicht.“

Wie sie so stritten, schnatterte eine Ente daher: „Ihr Diebsvolk, wer hat euch geheißen, in meinen Nußberg gehen? Wartet, das soll euch schlecht bekommen! ging damit auf das Hähnchen los. Aber Hähnchen war auch nicht faul, und stieg der Ente tüchtig zu Leib, endlich hackte es mit seinem Sporn so gewaltig, daß sie um Gnade bat, und sich gern zur Strafe vor den Wagen spannen ließ. Hähnchen setzte sich nun auf den Bock und war Kutscher, und darauf ging es fort in einem Jagen: „Ente, lauf zu was du kannst!“ Als sie ein Stück Weges gefahren waren, begegneten sie zwei Fußgängern, einer Stecknadel und einer Nähnadel. Die riefen: halt! halt! und sagten, es würde gleich stichdunkel werden, da könnten sie keinen Schritt weiter, dabei wär es so schmutzig auf der Straße, ob sie nicht ein wenig einsitzen könnten; sie wären auf der Schneiderherberge vor dem Thor ge-

wesen, und hätten sich beim Bier verspätet. Das Hähnchen, da es magere Leute waren, die nicht viel Platz einnahmen, ließ sie beide einsteigen; doch mußten sie versprechen, ihm und seinem Hühnchen nicht auf die Füße zu treten. Spät Abends kamen sie zu einem Wirthshause, und weil sie nicht weiter fahren wollten, die Ente auch nicht gut zu Fuß war, und von einer Seite auf die andere fiel, kehrten sie ein. Der Wirth machte anfangs viel Einwendungen, sein Haus sei schon voll, gedachte auch wohl, es möchte keine vornehme Herrschaft sein, endlich aber, da sie süße Reden führten, er solle das Ei haben, welches das Hühnchen unterwegs gelegt hatte, auch die Ente behalten, die alle Tage eines lege, so gab er nach.— Nun ließen sie sich wieder frisch auftragen, und lebten in Saus und Braus. Früh Morgens, als es erst dämmerte und noch alles schlief, weckte Hähnchen das Hühnchen, holten das Ei, pickten es auf und sie verzehrten es zusammen; die Schalen aber warfen sie auf den Feuerheerd. Dann gingen sie zu der Nähnadel, die noch schlief, packten sie beim Kopf und steckten sie in das Sesselkissen des Wirths, die Stecknadel aber in sein Handtuch, darauf flogen sie, mir nichts, dir nichts, über die Heidc davon. Die Ente, die unter freiem Himmel schlafen wollte und im Hof geblieben war, hörte sie fortschnurren, machte sich munter und fand einen Bach, auf dem sie hinunter schwamm, und das ging geschwinder als auf dem Wagen. Ein Paar

Stunden darnach hob sich der Wirth aus den Federn, wusch sich und wollte sich am Handtuch abtrocknen, da zerriß er sich das Gesicht mit der Stecknadel; dann ging er in die Küche und wollte sich eine Pfeife anstecken, wie er aber an den Heerd kam, sprangen ihm die Eierschalen in die Augen. „Heute Morgen will mir Alles an meinen Kopf," sagte er, und ließ sich verdrießlich auf seinen Großvaterstuhl nieder, aber geschwind fuhr er wieder auf, und schrie: auweh! denn die Nähnadel hatte ihn noch schlimmer und nicht in den Kopf gestochen. Nun war er vollends böse und hatte Verdacht auf die Gäste, die so spät gestern Abends gekommen waren, und wie er ging und sich nach ihnen umsah, waren sie fort. Da that er einen Schwur, kein Lumpengesindel mehr in sein Haus zu nehmen, das viel verzehrt, nichts bezahlt und obendrein zum Dank Schabernack treibt.

Herr Fix und Fertig.

Fix und Fertig war lange Zeit Soldat gewesen, Weil aber der Krieg ein Ende hatte und Nichts mehr zu thun war, als einen und alle Tage dasselbe, so nahm er seincn Abschied und wollte Bedienter bei einem grossen Herrn werden. Da giebt's Kleider, mit Gold besetzt, Viel zu schaffen und immer was Neues, dachte er. Also mach-

te er sich auf den Weg und kam an einen fremden Hof. Da sah er einen Herrn, der in dem Garten lustwandelte. Fix und Fertig besann sich nicht lange, trat frisch auf ihn zu und sagte: Mein Herr, ich suche Dienste bei einem grossen Herrn; sind's eure Majestæt selbst, so ist mir's am Liebsten; ich kann und weiss Alles, was dazu gehört, kurz und lang wie's befohlen wird. Der Herr sagte: Recht, mein Sohn, das wære mir lieb, sag an, was ist anjetzt mein Verlangen? Fix und Fertig ohne zu antworten drehte sich um, lief und brachte eine Pfeife und Tabak.

„Recht, mein Sohn, du bist mein Bedienter. Aber nun gebe ich dir auf, mir die Prinzessin Edwinde zu schaffen, die schönste auf der Welt, die will ich zu meiner Gemahlin haben.

Wohlan, sagte Fix und Fertig, das ist mir ein Kleines, die soll mein Herr König bald haben. Geben Sie mir nur einen schönen Wagen, bespannt mit Sechsen, einen Leibkutscher, Laufer, Bedienten, Koch und einen völligen Staat, mir selbst aber fürstliche Kleider, und Jedermann muss meinen Befehlen gehorchen. Er bekam, was er forderte, und sie fuhren insgesammt ab. Der Herr Bediente sass in der Kutsche, und es ging immer dem königlichen Hofe zu, wo die schöne Prinzessin war. Als die gebahnte Strasse zu Ende war, fuhren sie ins Feld hinein und kamen bald

an einen grossen Wald, der war voll von vielen tausend Vögeln. Da war ein tausendstimmiger Gesang, præchtig in die blaue Luft hinein. Halt, halt, rief Fix und Fertig, die Vögel nicht gestört! Die preisen ihren Schöpfer uud können mir wieder einmal dienen; links um! Der Kutscher musste also umdrehen, und um den Wald herum fahren.

Darnach wæhrte es nicht lang, so kamen sie an ein grosses Feld, da sassen an die tausend Raben, die schrieen nach Speise überlaut. Halt, halt, rief Herr Fix und Fertig, binde eins von den vordersten Pferden los, führ es aufs Feld und stich's todt, dass die Raben gespeisst werden; die sollen keinen Hunger leiden.

Nachdem die Raben gesættigt waren, ging die Reise weiter, und sie kamen an ein Wasser, darin war ein Fisch, der klagte erbærmlich: Um Gotteswillen, setzt mich in ein fliessendes Wasser, denn ich habe keine Nahrung in diesem schlechten Sumpfe; gern will ich euch einmal wieder dienen. Eh' er noch ausgeredet, hatte Fix und Fertig halt, halt! gerufen und gesagt: Koch, nimm ihn in die Schürze; Kutscher fahr zu nach einem fliessenden Wasser. Fix und Fertig stieg selber aus und setzte ihn hinein, dass der Fisch vor Freude mit dem Schwanze schlug.

Herr Fix und Fertig sprach darauf: Lasst nun die Pferde rasch laufen, dass wir zu Abends noch an Ort und Stelle kommen.

Als er in der königlichen Hauptstadt anlangte, fuhr er gerade auf den besten Gasthof los. Der Wirth und alle seine Leute kamen heraus, empfingen ihn aufs Beste und meinten, ein fremder König sei angekommen. Fix und Fertig aber liess sich gleich bei dem königlichen Hofe anmelden, machte sich beliebt und hielt um die Prinzessin an.

Mein Sohn, sagte der König, dergleichen Freier sind schon viele abgewiesen worden, weil keiner hat ausrichten können, was ich ihnen auferlegt hatte, um meine Tochter zu gewinnen.

Wohlan, spach Fix und Fertig, geben Eure Majestæt mir nur was Rechtes auf.

Der König sagte: Ich habe ein Viertel Mohnsamen sæen lassen; kannst du mir denselben herbeischaffen, dass kein Korn fehlt, so sollst du die Prinzessin für deinen Herrn haben.

Hoho, dachte Fix und Fertig, das ist ein Geringes für mich, nahm darauf ein Maass, einen Sack und schneeweise Tücher, ging hinaus, und die letzteren breitete er neben das besæetc Feld hin. Gar nicht lange da kamen die Vögel, die im Walde bei ihrem Singen nicht waren gestört worden, und lasen den Samen Körnchen für Körnchen auf und trugen ihn auf die weissen Tücher. Als sie Alles aufgelesen hatten, schüttelte es Fix und Fertig zusammen in den Sack, nahm das Maass unter den Arm, ging zu dem Könige und mass ihm

seinen ausgesæeten Samen wieder zu. Er dachte dabei, nun wære die Prinzessin schon sein.

Aber gefehlt! Noch eins, mein Sohn, sagte der König; meine Tochter hat einstmals ihren goldenen Ring verloren; denselben musst du mir erst wiederschaffen, ehe du sie bekommen kannst.

Fix und Fertig machte sich keine Sorgen. Lassen Eure Majestæt mir nur das Wasser und die Brücke zeigen, wo der Ring verloren worden, so soll er bald herbeigeschafft sein, sagte er. Als er hingebracht war, sah er hinab; da schwamm der Fisch hinzu, den er auf seiner Reise in den Fluss gesetzt hatte, streckte den Kopf in die Höhe und sagte: Wart einige Augenblicke; ein Wallfisch hat den Ring unter der Flossfeder, daher will ich ihn sogleich holen. Er kam auch bald wieder, und warf den Ring aus Land. Fix und Fertig brachte ihn zum Könige. Dieser aber antwortete: Nun noch Eins. In jenem Walde ist ein Einhorn, das hat schon vielen Schaden angerichtet; wenn du das tödten kannst, dann ist nichts mehr zu thun übrig.

Fix und Fertig bekümmerte sich auch hier nicht gross, sondern ging gerade zu in den Wald. Da waren die Raben, die er einmal gefüttert hatte und sprachen: Noch eine kleine Weile Geduld; jetzt liegt das Einhorn und schlæft. Wenn es sich herumdreht, so wollen wir ihm das gute Auge das es hat, auspicken; dann ist es blind und wird

in seiner Wuth gegen die Bæume rennen und mit seinem Horne sich festspiessen; dann kannst du es leicht tödten. Buld wælzte sich das Vieh ein Paar Mal herum im Schlafe und legte sich auf die andere Seite. Da flogen die Raben herunter und hackten ihm sein gesundes Auge aus. Wie es die Schmerzen empfand, sprang es auf und rannte unsinnig im Walde umher. Es wæhrte nicht lange, so hatte es sich fest gerannt. Da sprang Fix und Fertig herbei, hieb ihm den Kopf ab und brachte ihn dem Könige.

Dieser konnte nun seine Tochter nicht længer versagen. Sie ward dem Fix und Fertig übergeben, der sich gleich in vollem Staate, wie er gekommen war, mit ihr in die Kutsche setzte, zu seinem Herrn fuhr und ihm die schöne Prinzessin brachte. Da ward er wohl empfangen.

Die Hochzeit wurde in voller Pracht gehalten, und Fix und Fertig wurde erster Minister.

Grimm.

Das Paar Pantoffeln.

Zu Bagdad lebte ein alter Kaufmann, Namens Abu Kasem, der wegen seines Geizes sehr berüchtigt war. Seines Reichthums ohngeachtet, waren seine Kleider nur Flicken und Lappen, sein Turban ein grosses Tuch, dessen Farbe man nicht unter-

scheiden konnte. Unter allen seinen Kleidungsstücken aber erregten seine Pantoffeln die grösste Aufmerksamkeit. Mit grossen Nægeln waren ihre Sohlen beschlagen; das Oberleder bestand aus so viel Stücken, als irgend ein Bettlermantel, denn in den zehn Jahren, seit dem sie Pantoffeln waren, hatten die geschicktesten Schuhflicker von Bagdad alle ihre Kunst erschöpft, diese Stücke zusammen zu halten. Davon waren sie so schwer geworden, dass, wenn man etwas recht Plumpes beschreiben wollte, man die Pantoffeln des Kasem nannte.

Als dieser Kaufmann einst auf dem grossen Markte der Stadt spazieren ging, that man ihm den Vorschlag einen ansehnlichen Vorrath von Krystallgeræthen zu kaufen. Er schloss den Kauf und sehr glücklich. Einige Tage nachher erfuhr er, dass ein verunglückter Salbenhændler nur noch Rosenwasser zu verkaufen habe und sehr in Verlegenheit sei. Er machte sich das Unglück dieses armen Mannes zu Nutze, kaufte ihm sein Rosenwasser für die Hælfte des Werths ab und war über diesen Kauf sehr erfreut.

Es ist die Gewohnheit der morgenlændischen Kaufleute, die einen glücklichen Handel gemacht haben, ein Freudenfest zu geben. Diess that aber unser Geizige nicht. Er fand es zutræglicher, einmal auch etwas an seinen Körper zu wenden, und so ging er in's Bad, das er seit langer Zeit nicht

besucht hatte, weil er sich vor der Ausgabe fürchtete, die dadurch nöthig wurde. Indem er nun in das Badehaus kam, sagte einer seiner Bekannten, es wære doch einmal Zeit seine Pantoffeln abzudanken und sich ein Paar neue zu kaufen. Darauf denke ich schon lange, antwortete Kasem; wenn ich sie aber recht betrachte, so sind sie doch so schlecht nicht, dass sie nicht noch Dienste thun könnten. Damit begab er sich in's Bad.

Wæhrend er sich badete, kam auch der Kadi von Bagdad dahin, und weil Kasem eher fertig war, als der Richter, ging er zuerst in das Zimmer, wo man sich ankleidete. Er zog seine Kleider an und wollte nun wieder in seine Pantoffeln treten, aber ein anders Paar stand da, wo die seinigen gestanden hatten, und unser Geizhals überredete sich gern, dass diess neue Paar wohl ein Geschenk des Freundes sein könne, der ihn vorher erinnert hatte, sich ein Paar neue zu kaufen. Flugs zog er sie an und ging voll Freuden aus dem Bade.

Unglücklicher Weise aber waren es die Pantoffeln des Kadi. Als dieser sich nun gebadet hatte und seine Pantoffeln begehrte, so fanden seine Sklaven sie nicht, wohl aber eiu schlechtes Paar andere, die an eine andere Stelle verschoben waren, und die man sogleich für Kasems Pantoffeln erkannte. Eilig lief der Thürhüter hinter ihm her

und führte ihn, als auf dem Diebstahl ertappt, zurück zum Kadi. Dieser, über die unverschæmte Dreistigkeit des alten Geizhalses ergrimmt, hörte seine Vertheidigung gar nicht einmal an, sondern liess ihn sogleich ins Gefængniss werfen. Um nun nicht als ein Dieb, mit öffentlicher Schande bestraft zu werden, musste er nach orientalischer Art reichlich zahlen. Hundert Paar Pantoffeln hætte er für die Summe kaufen können, die er erlegen musste.

Sobald er nach Haus gelangte, nahm er Rache an den Urhebern seines Verlustes. Zornig warf er die Pantoffeln in den Tigris, der unter seinem Fenster vorbeifloss, damit sie ihm nie mehr zu Gesichte kæmen. Aber das Schicksal wollte es anders. Wenige Tage nachher zogen Fischer ihr Netz auf und fanden es ungewöhnlich schwer Sie glaubten schon einen Schatz an den Tag zu bringen, statt dessen aber fanden sie die Pantoffeln Kasems, die noch dazu mit ihren Nægeln das Netz so zerrissen hatten, dass sie lange daran flicken mussten. Voll Unwillen gegen Kasem und seine Pantoffeln, warfen sie diese gerade in seine offenen Fenster. Aber eben in diesem Ztmmer standen unglücklicher Weise alle die Krystallflaschen, voll von den schönem Rosenwasser, das er gekauft hatte, und als nun die schweren, mit Nægeln beschlagenen Pantoffeln auf dieselben geworfen wurden, so wurde der Krystall zertrümmert,

und das herrliche Rosenwasser floss auf den Boden.

Man stelle sich Kasem vor, als er in's Zimmer trat und die Zerstörung erblickte. Verwünschte Pantoffeln, rief er aus, ihr sollt mir ferner keinen Schaden anrichten. Sofort nahm er eine Schaufel und lief mit ihnen in den Garten. Hastig grub er ein Loch, um seine Pantoffeln darin zu begraben. Als er aber damit beschæftigt war, sah einer seiner Nachbarn, mit dem er seit langer Zeit in Feindschaft lebte, zum Fenster hinaus und bemerkte das hastige Graben Kasems. Unverzüglich lief er zum Statthalter und meldete ihm insgeheim, dass Kasem in seinem Garten einen grossen Schatz gefunden habe. Mehr bedurfte es nicht, um die Geldgierde des Statthalters zu reizen, und es war umsonst, dass Kasem betheuerte, er habe nichts gefunden, sondern vielmehr etwas hineingelegt, næmlich seine Pantoffeln. Vergebens grub er sie wieder auf und liess sie selbst vor Gericht zeugen; der Statthalter hatte sich auf Geld gefasst gemacht, und Kasem musste sich abermals mit einer grossen Summe lösen.

Voll Verzweiflung ging er vom Statthalter weg, seine theuern Pantoffeln in der Hand und verwünschte sie vom ganzen Herzen. Warum, sprach er, soll ich sie noch mir zum Schimpf in den Hænden tragen? Mit diesen Worten warf er sie nicht weit

von des Statthalters Pallast in eine Wasserleitung. Nun werde ich, sprach er, doch weiter von euch Nichts hören, nachdem ihr mir so viel gekostet habt. Aber die Pantoffeln wurden gerade in die verschlæmmte Röhre der Wasserleitung hineingetrieben. Nur noch dieses Zusatzes bedurfte es, und nach einigen Stunden stand der Fluss still, die Wasser traten über, und sogar des Statthalters Gewölbe ward überschwemmt. Ueberall war Angst und Verwirrung, und die Brunnenmeister wurden zur Verantwortung gezogen. Diese untersuchten die Wasserleitungen, und zu ihrem Glücke fanden sie die Pantoffeln in dem von ihnen vernachlæssigten Schlamme, und hatten sich damit genugsam gerechtfertigt. Dcr Herr der Pantoffeln ward in Verhaft genommen, und weil dies eine boshafte Rache gegen den Statthalter schien, so musste er mit einer noch grösseren Geldstrafe, als die beiden vorigen waren, büssen. Seine Pantoffeln aber wurden ihm sorgfæltig wieder gegeben.

Was soll ich mit euch nun thun, sprach Kasem, ihr vermaledeiten Pantoffeln? Allen Elementen habe ich euch gegeben, und ihr kamet immer mit grösserem Verlust für mich wieder; jetzt ist mir nur noch Eins übrig, die Flamme soll euch verzehren,

Weil ihr aber, fuhr er fort und wog sie in seinen Hænden, so ganz mit Schlamm erfüllt und mit Wasser getrænkt seid, so muss ich euch noch

das Sonnenlicht gönnen, und euch auf meinem Dache trocknen, denn euch in mein Haus zu bringen, werde ich mich wohl hüten. Mit diesen Worten stieg er auf das platte Dach seines Hauses und legte sie daselbst nieder. Aber das Unglück hatte noch nicht aufgehört ihn zu verfolgen, ja, der letzte Streich, der ihm aufbehalten war, war der grausamste von allen. Ein Hund seines Nachbars ward die Pantoffeln gewahr. Er sprang von dem Dache seines Herrn auf das Dach Kasems und spielte mit ihnen, indem er sie umherzerrte. So hatte er den einen bis an den Rand des Daches geschleppt, und es bedurfte nur noch einer kleinen Berührung, da fiel der schwere Pantoffel einer Frau, welche eben unterm Hause vorbeiging und ein Kind trug, gerade auf den Kopf. Sie fiel selbst nieder, und das Kind stürzte aus ihren Armen auf die Steine. Ihr Mann brachte seine Klage vor den Richter und Kasem musste hærter büssen, als er je gebüsst hatte, denn sein unvorsichtiger Pantoffel hatte beinahe zwei Menschen erschlagen. Als ihm dies Urtheil verkündiget war, sprach Kasem mit einer Ernsthaftigkeit, die den Kadi selbst zum Lachen brachte: Richter der Gerechtigkeit, alles will ich euch geben und leiden, wozu ihr mich verdammt habet; nur erbitte ich mir auch den Schutz der Gerechtigkeit gegen die unversöhnlichen Feinde, welche die Ursache alles meines Kummers und Unglücks bis auf diese

Stunde waren. Es sind diese armseligen Pantoffeln. Sie haben mich in Armuth, in Schimpf, ja sogar in Lebensgefahr gebracht und wer weiss, was sie noch im Schilde führen! Sei gerecht, o edler Kadi, und fasse einen Schluss ab, dass alles Unglück, was ohne Zweifel noch diese Werkzeuge der bösen Geister anrichten werden, nicht mir, sondern ihnen zugerechnet werde.

Der Richter konnte ihm seine Bitte uicht versagen. Er behielt die unglücklichen Störer der öffentlichen und hæuslichen Ruhe bei sich. Dem Alten aber gab er die Lehre, dass die rechte Sparsamkeit nur iu der richtigen Anwendung des Geldes, nicht aber in dem Zusammenscharren desselben bestehe.

Palmblætter.

Das Erdbeben zu Lissabon.

Eines der schrecklichsten Ereignisse neuerer Zeiten ist das Erdbeben, welches am 1. November 1755 die Hauptstadt Portugals plötzlich und ungeahnet, in den Abgrund des Verderbens stürzte. Um die Grösse und den Umfang des Unglücks, das die Bewohner Lissabons betraf, zu ermessen, ist es nöthig einige Blicke auf die Stadt zu werfen, ehe jener Schreckenstag einbrach.

Jedermann weiss, dass Lissabon, nebst London, Amsterdam und Hamburg, einer der vorzüglichsten Handelsplætze von Europa ist. Der Verkehr war einige Jahre vor dem Ausbruche des Erdbebens noch weit lebhafter, als jetzt. Die Stadt lag am nördlichen Ufer des Tajo auf sieben Hügeln, und gewæhrte vom Flusse her einen herrlichen Anblick. Die Gebæude wandten sich mit dem Tajo und erhoben sich vor ihm allmæhlig den Hügel hinan. Befand man sich in der Stadt, so hatte man einen der schönsten Flüsse in der Welt vor sich; denn von einem Ufer zum andern war es eine gute halbe deutsche Meile, und dieser Wasserspiegel trug den Reichthum von Schiffen der mehrsten seefahrenden Völker. Über diesen dichten Wald von Masten hinaus lag eine romantische Landschaft, reich von der Natur begabt und mit wohlhabenden Stædten und Dörfern besetzt. Das damalige Lissabon war beinahe anderthalb deutsche Meilen lang. Es hatte eine Mauer mit sieben und siebenzig alterthümlichen Thürmen, die zwar keinen Feind abhalten konnten, aber der Stadt ein ehrwürdiges Ansehen gaben. Nach dem Flusse zu hatte die Mauer sechs und zwanzig und auf der Landseite siebenzehn Thore.

Die Stadt hatte eine Burg, ein starkes, altes Gebæude, das auf einem der höchsten Berge stand, und sich theils durch seine Grösse, theils durch den arabischen Geschmack auszeichnete,

in dem es gebaut war. Der Adel hatte treffliche Hæuser aus Quadratsteinen mit schönen Gærten, die der Stadt zur grossen Zierde gereichten; indess machten die gemeinen Hæuser nur eine schlechte Figur. Innerhalb der Stadt zæhlte man vierzig Kirchen, ausser der Cathedrale, die auf einem der höchsten Hügel stand und daher in der Ferne prachtvoll aussah; ein altgothisches Gebæude, aber inwendig höchst kostbar ausgeschmückt. Die Stadt hatte nicht weniger als fünf und zwanzig Klöster für Mönche, achtzehn für Nonnen und etwa hundert und dreissig für Laien, die Kapellen und Priester hielten. Für die Armen waren etliche grosse Hospitæler errichtet. Der königliche Pallast gewæhrte vom Flusse her einen præchtigen Anblick. Er hatte eine sehr vortheilhafte Lage, da man aus den Fenstern grosse Flotten vor Anker, und alle Schiffe sehen konnte, die in den grossen Hafen einliefen, oder aus demselben segelten. Dieser Palast bildete eine Seite von einem Viereck; das Zollhaus, die Fleischbænke, der Kornmarkt u. s. w. die andern Seiten. Auf diesem Platze hielt man die Stiergefechte.

Die Strassen waren ausnehmend eng und etliche sehr steil. Der vortreffliche Hafen konnte zehntausend Schiffe fassen, und war so tief, dass die grössten Schiffe in achtzehn Klafter Wasser gerade vor dem Palaste ganz sicher auf ihre Anker vertrauend liegen konnten. Den Eingang

schützten zwei Forts, St. Julian, welches auf's Ufer gebaut ist, und Torre, das auf einem Bollwerke, von Wasser umringt, steht. Allein die grösste Vertheidigung des Hafens war und ist noch die Barre, oder die Sandbank, welche sich quer vor demselben erstreckt und allen Schiffen höchst gefæhrlich wird, die keinen erfahrnen Lootsen haben.

Das war Lissabon bis auf den 1. November 1755. Frühe noch eine der schönsten, reichsten und bevölkersten Stædte, und Abends ein Schutthaufen, eine dampfende Brandstætte, ein unabsehbares Leichenfeld. An diesem verhængnissvollen Morgen war der Himmel heiter und lachend, wie er es fast immer in den glücklichen Kreisen des europæischen Süden ist. Kein Lüftchen regte sich, aber sieben und fünfzig Minuten auf zehn Uhr, hörte man es in den Strassen rollen, gleich als ob Karossen hinabrollten; zugleich bebte die Erde, mit gewaltiger wogender Bewegung. Es war gerade der Festtag Allerheiligen und die Einwohner hatten sich zahlreich in den Kirchen versammelt, als das Unglück losbrach. Die kurze Zeit von 10 Minuten war hinreichend, die schönsten Palæste, die herrlichsten Kirchen und Privatgebæude in bejammernswürdige Trümmer zu verwandeln, unter denen Tausende ihren Tod fanden. Gleich bei der ersten Erschütterung stürzte die Casa Sancta, das Haus der Inquisition

ein. Dem königlichen Pallaste ging es nicht besser; er ward mit allen Kostbarkeiten, die er enthielt, von der Erde verschlungen, ein Verlust, den man allein gegen vier Millionen Thaler berechnete. Zum Glück befand sich die königliche Familie zu Belem, einem reichen Kloster an der Mündung des Tejo, westlich von Lissabon. Das præchtige Jesuitenkollegium begrub unter seinen Trümmern alle darin befindliche Mitglieder der Gesellschaft. Grösseres Unglück und ein nicht zu berechnender Verlust brach in der Næhe des Zollhauses aus, wo ein grosser Kai war. Auf ihm hatten die reichbeladenen Flotten von Brasilien, Ostindien und Afrika Ballen und Kisten und Sæcke voll seltener Erzeugnisse für den Gebrauch der nördlichen Welt aufgethürmt. Hier lagen Millionen in Waaren, Zucker, Indigo, Elfenbein, Goldstaub, Baumwolle, Seide, Kaffee, Zimmet, Muskaten, Drougerien, chinesisches und japanisches Porzellan. Feine Hölzer, Juwelen, Früchte, köstliche Farben sah man hier, wozu sich gleich grosse Lasten von Producten des europæischen Kunstfleisses aus Lion, Birmingham, Nürnberg, Breslau, Chemnitz, Solingen, Elberfeld und andern Fabriksstædten gesellten. Um diese Güter schwærmten von Tagesanbruch bis in die Nacht an sechs hundert Rheder, Schiffer, Diener, Beamte, Matrosen, Træger, Packer, Mohren, Türken, Armenier, Juden und Christen aus allen Lændern.

Die Erde bebt, und binnen einer Minute versinkt dieser Kai, ohne dass nur eine Seele entkommt; Wasser tritt an die Stelle und jede Spur des grossen Platzes ist verschwunden.

Der Schrecken, das Jammern und Wehklagen, das von allen Seiten ertönte, geht über alle Beschreibung. Die Leute liefen in die Strassen und streckten ihre Arme gen Himmel, um Gnade flehend. Viele suchten einen der offenen Plætze, oder die Landstrassen zu erreichen, und rannten zum Theil halb nackt über die Trümmer hinweg. Greise, Frauen, Kinder, Kranke, die noch in ihren Betten lagen, wurden erstickt, ohne dass man ihnen Hilfe leisten konnte, oder wurden zerschmettert, verschüttet und so zu dem schmæhlichsten schaudervollsten Tode, dem Tode des Hungers, verdammt. Pferde und Rinder wurden unhaltbar, zerrissen die Strænge und suchten vergeblich mit ihren Reitern der Zerstörung zu entfliehen, die unvermeidlich schien. Ganze Gruppen, die sich auf der Flucht befanden, wurden vom Hagel der Ziegelsteine und Werkstücke erreicht, oder von dem Falle erschütterter Gebæude zermalmt. Ein Haufe lief nach der Terrera de Passa, dem Platze am königlichen Pallaste, um von hier auf die Schiffe zu eilen; aber sie stürzten schnell zurück, weil der Tajo sich plötzlich zu der ungeheuern Höhe von zwanzig bis dreissig Fuss erhob. Es gehört unter die græsslichen Wunder

dieses Tages, dass dieser Fluss blitzschnell so aufschwoll und dann eben so geschwind zurücktrat. Schiffe, die in sechs Klafter Tiefe gelegen hatten, wurden auf den nakten Boden gesetzt. Diese über allen Ausdruck grausenvolle Ebbe und Fluth, kehrte an diesem Tage vier Mal zurück. Etliche Böte wurden gleich verschlungen; aus den königlichen Werften schwemmte diese Sündfluth alles Zimmerholz, nebst Masten, Fæssern und den sæmmtlichen ungeheuren Schiffsvorræthen hinweg. An der vorhererwæhnten Barre, am Eingange des Hafens, sah man die See stossweise brechen, wie im Sturme; ein Anblick der auch dem rohesten Seefahrer bange machte. Das Schloss Regio gerieth in grosse Gefahr durch dieses Aufschwellen des Flusses und feuerte Nothsignale.

In der Stadt stiegen ungeheure Staubsæulen neben den fallenden Strassen auf. Die Überlieferung sagt, dass die Sonne einige Augenblicke davon verdunkelt und dass es so schwarz, wie in der finstern Nacht geworden sei; ein neues Schreckniss unter so vielen grausen Scenen. Sie berichtet ferner, was man hier leicht hinzu denkt, dass beständiges Angstgeschrei überall erschollen sei, und dass jede Brust den Jammer des Todes gefühlt habe, dessen tausendfæltige Gestalten man vor sich sah. Auf die Scenen der Zerstörung, welche die unglücklichen Einwohner umgaben, folgte eine fürchterliche Pause. Die Staubwolken

verschwanden, Gerettete wünschten sich Glück, indem Andere den Verlust ihrer Verwandten betrauerten; Kinder, Gatten, Freunde rangen die Hænde; Eltern knieten bei ihren entseelten Kindern nieder. Viele waren der Vernichtung, wie durch ein Wunder, entgangen, krochen aus den Trümmern hervor und fanden sich bei den Lebenden ein. Etliche hielten sich in einer fürchterlichen Höhe an die Sparren und Balken zerrütteter Hæuser und fleheten um Hilfe. Verstümmelt, blutend und sterbend füllte eine Menge Unglücklicher die Luft mit Wehklagen, Jammergeschrei und Gebeten.

Nach wenigen Minuten folgte ein zweiter Erdstoss. Die wenigen Hæuser, welche etwa noch standen, wankten græsslich hin und her, wie der Mast eines Schiffes im Sturme. Diejenigen, welche sich ihrer Rettung gefreut hatten, schrieen nun wieder zum Himmel um Gnade und suchten so schnell, als möglich, über die Trümmer zu kommen. Als sie an die Kirchen gelangten, fanden sie neuen Anlass, Gott für ihre wundervolle Erhaltung zu danken, denn sie sahen hier mit Schaudern, dass die Schaaren von Menschen die hieher geflüchtet waren, unter den herabgestürzten Thürmen, Dæchern und Werkstücken dieser grossen Gebæude grösstentheils ihr Grab gefunden hatten.

Nicht lange so fühlte man einen dritten gewaltigen Stoss. Die Fliehenden konnten sich nicht auf den Beinen halten; sie mussten sich niederlegen, oder niederknieen. Schrecken, Verwirrung, Angstgeschrci, Flehen um Hilfe und Rettung, vermehrten abermals das Grausenvolle dieser Scene und die Grösse des Jammers.

Das Trauerspiel war noch lange nicht zu Ende, denn auch das Feuer sollte die Zerstörung und den Aufruhr in der Natur vergrössern. Schon nach einigen Stunden, wurden alle Zugænge vom Feuer gehemmt, welches in mehreren von einander entfernten Theilen der verschütteten Stadt ausbrach, und mit angehender Nacht standen alle Trümmer von Lissabon in Flammen. Da Niemand da war, um zn löschen, so breitete sich die Wuth des Feuers aus, so weit es Nahrung fand, vollendete die Vernichtnng und machte die übrigen Einwohner vollends zu Bettlern, denn das Entsetzen ergriff alle Personen so sehr, dass Niemand etwas zu retten suchte. Der Wind wehete stark und trieb das Feuer von einer Strasse auf die andere. Acht Tage wüthete die Flamme, und zwar in den vorzüglichsten und engsten Theilen der Stadt. Die Leute mussten halb entblöst auf die benachbarten Felder fliehen. Waaren, Hausrath, Kleider, alles verbrannte; das Verhængniss hatte alle gleich gemacht. Hofleute, Volk, Nonnen, Mönche, alle mussten sich, ohne Unter-

schied, auf freiem Felde bequemen, das Ungemach der Witterung zu leiden, und nicht nur Kælte, sondern auch Hunger auszustehn.

Auf diese Weise war eine grosse, blühende Stadt in wenigen Stnnden in einen Schutthaufen verwandelt. Unzæhlige reiche und wohlhabende Familien waren in Armuth und Elend gestürzt; Kinder ihrer Eltern, Eltern ihrer Kinder beraubt; die schönsten Verhæltnisse zerrissen, die süssesten Hoffnungen vernichtet, die reizendsten Freuden in Jammer und Klagen verwandelt.

Anfangs glaubte man, das Feuer sei aus der Erde gekommen; aber auf genaueres Nachfragen bestættigte sich das nicht. Es war theils aus den Feuern der Hæuser, theils von den grossen brennenden Kerzen in den Kirchen entstanden, theils auch vielleicht von Mordbrennern angezündet worden. Sechszehn Tage nachdem es angefangen hatte, war der Schutt noch so heiss, dass er die Körbe, worin man ihn trug, anzündete. Die königliche Familie musste die Nacht unter freiem Himmel auf dem Felde in Kutschen zubringen. Der spanische Gesandte wurde von dem Sturze seines Hauses erschlagen, als er eben aus dem Thorwege gehen wollte. Diejenigen, welche ihr baares Geld in eisernen Kasten gehabt, bekamen es unversehrt wieder; das übrige gerettete Geld war ganz schwarz, und bei jeder Zahlung, die

man unmittelbar nach dem Erdbeben machte, wurde gewöhnlich bestimmt, ob sie in blankem oder schwarzem Gelde geleistet werden sollte. Die völlige Zerstörung der Stadt durch das Feuer wurde lediglich den sehr engen Strassen beigelegt. Gleichzeitige Nachrichten können nicht Worte genug finden, um den fürchterlichen Anblick der Trümmer nach dem Feuer zu schildern. Beim Hinaufsehen erblickte man furchtbare Pyramiden ausgebrannter Hæuserreihen, die sich bald hierhin bald dorthin neigten. An vielen andern Orten wurde man durch todte Körper entsetzt, von denen oft sechs bis sieben über einander lagen, und die halb im Schutte vergraben, halb verbrannt waren.

Von allen öffentlichen Gebæuden war nach dem Erdbeben nur noch die Münze und Schatzkammer übrig. Die Erdstösse dauerten einige Zeit hæufig fort, ob sie gleich verhæltnissmæssig von keiner Bedeutung waren. Ein anhaltender Regen verfolgte die Unglücklichen auch auf die Anhöhen, wohin sie sich vor der Wuth des Erdbebens, der Flammen und Fluthen geflüchtet hatten. Næsse, Erkæltung, Krankheit und Hunger brachten hier, aller angewandten Sorgfalt ungeachtet, unzæhligen Menschen den Tod, die ein elendes Leben noch bis dahin gegen die Wuth des Erdbebens geborgen hatten. Die Zahl der Umgekommenen belief sich auf dreisig bis vierzig Tausend; und der Verlust

von Eigenthum war unermesslich und wurde auf fünf hundert siebenzig Millionen Thaler berechnet. Da die Raubsucht sich das Eigenthum der Überlebenden zuzueignen trachtete, so wurden einige Regimenter in die Stadt geschickt, um die Sicherheit wieder herzustellen, und von den Strassenræubern wurden an einem Tage sechs und dreissig gehenkt. Gegen dreitausend Menschen arbeiteten tæglich an der Wegræumung des Schuttes, und das verwüstete Lissabon stieg allmæhlig prachtvoller, als es früher gewesen war, wieder empor.

Lieder.

Es ist ein Gott.

Es ist ein Gott! Der Tugend verbürgendes Leben
Verkündet ihn, sie wäre nicht, wäre kein Gott.
Ihr ist das Wort der innigsten Weihe gegeben
Sie spricht es aus: es ist ein Gott!

Sie zeuget laut, sie ruft es hinaus in die Ferne,
Hinaus in die mit Welten umblühete Flur.
Es ist ein Gott! antworten die ewigen Sterne
Durch das Gewölbe der Natur.

Der stille Geist, der innigste, seligste Friede
Vertraut dem Hain das hohe Geheimniß von Gott;
Und leise spricht, im flötenden Nachtigallliede,
Der Hain es nach: es ist ein Gott!

Der Erde Druck, die heiligen Uibel des Lebens
Erhöhen den Geist, erheben die Seele zu Gott.
Die Tugend kämpft, und fordert den Sieg nicht vergebens;
Sie triumphirt: es ist ein Gott!

Tiedge.

Ungern und Italien.

Mag alles Wunder von dem Lande singen,
Wo Mandolinen und Guitarren klingen,
Im dunkeln Laube Goldorangen glüh'n;
Ich lob' mir unsre goldnen Waizenfelder
Und unsre Nachtigallbelebten Wälder,
Wo über Erdbeer wilde Rosen blühn.

Mich locken nicht Oliven, Mandeln, Feigen,
An halbversengten, blätterlosen Zweigen,
An denen drohend rings die Natter zischt;
Ich lobe mir die Kirsche und die Pflaume,
Und Vorstorfs Apfel am belaubten Baume,
Der mich mit Frucht und Schatten gleich erfrischt.

Zwar reizt es, sie zu seh'n, die Heldenmahle,
Wo einstens Römer mit gezücktem Stahle,
Ein Cocles, ein Camill, ein Brutus stand;
Doch wißt, daß wir Corvin und Zriny haben,
Und tausend Helden hat die Zeit begraben
In unserm blutgetränkten Vaterland.

Mich drängt es nicht das alte Rom zu schauen,
Wo auf der Tiber wüstgeleg'nen Auen
Ein Schwarm von trägen Bettlern schleicht;
Ich lob' mir uns're wohlbebauten Fluren,
Wo mühsam, aber froh mit seinen Gurren
Der wackere Pflüger tiefe Furchen zeucht.

Was kümmern mich des Vesuvs Lavawunder,
Versunkne Städte mit gelehrtem Plunder,
Den eitle Kunst aus runden Kohlen bricht!
Ich lobe mir vor allen diesen Dingen
Die Berge, welche Thäler nicht verschlingen,
Des Kriwans sich're Veste wanket nicht.

Die Sternlein.

Und die Sonne, sie machte den weiten Ritt
Um die Welt,
Und die Sternlein sprachen: wir reisen mit
Um die Welt;
Und die Sonne, sie schalt sie: ihr bleibet zu Haus;
Denn ich brenn' euch die goldnen Aeugelein aus
Bei dem feurigen Ritt um die Welt.

Und die Sternlein gingen zum lieben Mond
In der Nacht,
Und sie sprachen: du, der auf den Wolken thront
In der Nacht,
Laß uns wandeln mit dir, denn dein milder Schein,
Er verbrennt uns nimmer die Aeugelein.
Und er nahm sie, Gesellen der Nacht.

Nun willkommen, Sternlein und guter Mond,
In der Nacht!
Ihr versteht, was still in dem Herzen wohnt
In der Nacht.
Kommt und zündet die himmlischen Lichter an,
Daß ich lustig mit schwärmen und spielen kann
In den freundlichen Spielen der Nacht.

E. M. Arndt.

Die Wolken.

1.

Es ziehen die luft'gen Wolken
Am Himmel dahin und daher,
Hoch über Länder und Menschen
Und hoch über'm wogenden Meer.

Bald nahen sie, glänzend und heiter,
Von freundlichen Lüften geschwellt,
Wie weiße Fahnen des Friedens,
Hin über die blutige Welt.

Bald gießen sie labenden Regen
Hinab auf das blühende Land;
Es kommt ja der Segen von oben
Aus Gottes allmächtiger Hand.

Wohl schleudern sie sprüheude Blitze,
Es hallet der Donner so laut;
Doch hat auch die freundliche Iris
Auf sie ihren Bogen erbaut.

Und ging auch die Sonne schon unter,
Sie strahlen im glühenden Roth;
Es küßt sie die scheidende Freundin
Und stürzt sich in flammenden Tod.

Es rauschet der Sturm durch die Zweige,
Aus ihren luftigen Höh'n,
Es scheiden die Blüthen und Blätter;
Vergängliches kann nicht besteh'n.

Sie sind zwischen Himmel und Erde,
Wie schützende Geister, gestellt;
Sie schauen hinauf zu den Sternen
Und blicken herab auf die Welt.

Und wandern von Pole zu Pole
Und haben kein bleibendes Haus,
Und hauchen in perlenden Thränen
Das Leben, das flüchtige, aus.

2.

Gezeugt vom ersten Sonnenstrahl,
Der Nacht und Morgen scheidet,
Betreten sie den Himmelssaal,
Hell rosenfarb gekleidet;
Muthwillig, wie ein Lämmerchor,
Drängt eine sich der andern vor.

Doch, ach, nicht allen wird's so gut
Die Höhe zu erwerben.
Der Mittag sendet trockne Gluth,
Viel zarte Wölkchen sterben;
Die übrigen, genährt und groß,
Ziehn langsam, finster, farbenlos.

Und, wo sich zwei berühren, schallt
Der Zwietracht Schreckenstimme,
Und der Gewitter Allgewalt
Erzählt von ihrem Grimme.
Zuletzt vertilgt ein Thränenguß
Den selbst entzündeten Verdruß.

Der Abend säuselt; goldner Glanz
Verkläret, die da bleiben,
Bis sie bei Nacht zum Perlenkranz
Auf Feld und Flur verstäuben;
Doch morgen wieder schafft der Geist,
Der jüngern gleiche Bahnen weiß't.

Wie seh' ich klar der Menschen Bild
Im Wolkenzuge schweben!
Die Kindheit lächelt freundlich mild,
Es stürmt das spät're Leben, —
Kurz ist der Abend, lang die Nacht, —
Wir ruh'n, ein neu Geschlecht erwacht.

Fr. Treitschke.

3.

Goldbekränzte Schäflein weiden,
Droben auf der Himmelshöh',
Sehen in das Thal herunter,
Blicken in den stillen See;

Und der klare Wasserspiegel
Nimmt die Bilder, freundlich, auf,
Und der Erde Blumen senden
Ihren Balsamduft hinauf.

Und dem Menschen wird die Ahnung,
Die ihn liebend' aufwärts hebt;
So vereint der Himmel gerne
Was im Erdenthale lebt.

4.

Trübe Nebel heben
Sich empor und schweben
Von der Blüthenwelt;
Müssen Wolken werden,

Ziehen von der Erden
Auf zum Himmelszelt.

An des Himmels Schwelle
Wird die Wolke helle;
Was hier Wolke war,
Wird dort oben klar.

v. Kilger.

Redlichkeit und Treue.

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!

Dann wirst du wie auf grünen Au'n
Durch's Erdenleben geh'n;
Dann kannst du ohne Furcht und Grau'n
Dem Tod in's Auge sehn.

Dann wird die Sichel und der Pflug
In deiner Hand so leicht;
Dann singest du beim Wasserkrug,
Als wär' dir Wein gereicht.

Dem Bösewicht wird alles schwer,
Er thue, was er thu';
Das Laster treibt ihn hin und her,
Und läßt ihm keine Ruh'.

Der schöne Frühling lacht ihm nicht;
Ihm lacht kein Aehrenfeld:
Er ist auf List und Trug erpicht,
Und wünscht sich nichts als Geld.

Der Wind im Hain, das Laub am Baum
Saust ihm Entsetzen zu.
Er findet nach des Lebens Traum
Im Grabe keine Ruh'.

D'rum übe Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!

Dann segnen Enkel deine Gruft,
Und weinen Thränen d'rauf,
Und Sommerblumen voller Duft
Blüh'n aus den Thränen auf.

Hölty.

Der deutsche Knabe in Ungern.

Ich bin ein deutscher Knabe wohl
Und hab' ein deutsch' Gesicht,
Und deutsch zu sein ist ehreuvoll,
Drum schäm ich mich auch nicht.

Mein Vater kam in's Ungernland,
Doch nicht um's Bettlerbrot,

Weil er da tüchtig Arbeit fand,
Die man ihm gerne bot.

Und wenn er auch nicht ungrisch kann,
Nicht Schnurbart trägt und Sporn,
So ist er doch ein ganzer Mann
Von ächtem Schrott und Korn.

Und wenn du Unger lärmst und schrei'st:
Er esse ungrisch Brot,
D'rum lern' er auch wie's ungrisch heißt,
So laute das Gebot.

Da spricht mein Vater, spricht es laut:
Das scheint nicht so zu sein;
Mein Brot hab ich mir selbst gebaut,
Gekeltert meinen Wein.

Seit Stephan hat die deutsche Hand
Gar viel gewirkt mit Fleiß,
Und in dem schönen Ungarland,
Floß gar viel deutscher Schweiß.

Aus tiefer Erde finsterm Schacht,
So männiglich als klug,
Hat deutsche Kunst das Erz gebracht
Zu deinem Ackerpflug.

Und gegen Feindes Uebermacht
Da brannt auch deutsche Gluth,

Und in der wilden Türkenschlacht
Floß auch viel deutsches Blut.

Ein jedes Volk ist ehrenwerth,
D'rum ehren wir auch euch;
Doch was im Land sich ehrlich nährt,
Ist eins dem Andern gleich. S.

Die Obstlese.

Wie der Baum in frohem Prangen
Sich voll reifer Früchte zeigt,
Wie sie dicht und dunkel hangen,
Daß sich jedes Aestchen neigt.
Bringt die Körbe pflücket, pflücket,
Lange hats ihn schon gedrücket.
Horchet was sein Nicken spricht:
Schilt mir ja Gottes Mild' und Güte nicht!

Als wir ihn zuerst begossen,
Wars ein Stämmlein dünn und schwank;
Und nun ist er aufgeschossen,
Bringt uns schon den reichsten Dank.
Dachten, das wird spät geschehen!
Kam doch, eh' wir's uns versehen,
Und das Grün des Baumes spricht:
Schilt mir ja die getroste Hoffnung nicht!

War't ihr fleißig schon, ihr Leute,
Habt ihr bald ihn abgeleert?
Nehmt auch von der süßen Beute,
Kostet, was er uns beschert!
Süß und würzig, schön zum malen
Ward's in heißer Sonne Strahlen.
Und des Baumes Segen spricht:
Schilt mir ja Tages Last und Hitze nicht.

Ach, ein End' ist nun dem Feste,
Alle Körbe voll und schwer.
Schlank erheben sich die Aeste,
Endlich ihrer Bürde leer,
Und wir lagern uns darneben
In den Schatten, den sie geben,
Und des Baums Gesäusel spricht:
Schilt mir ja Abends Rast und Ruhe nicht.

Hornbostel.

Abendlied.

Wie geht so klar und munter
Die liebe Sonne unter!
Wie schaut sie uns so freundlich an
Von ihrer hohen Himmelsbahn!

Das ist so ihre Weise,
Sie zeigt sich still und leise:

Wer flink am Tage Gutes thut,
Dem ist am Abend wohl zu Muth.

Sie läuft den Weg behende,
Von Anfang bis zu Ende,
Erhellt und wärmt die ganze Welt
Aus ihrem himmlischen Gezelt.

Auf allen ihren Wegen
Ist lauter Licht und Segen;
Dann schließt sie freudig ihre Bahn
Und lächelt uns noch einmal an.

Jetzt geht sie klar und munter
Am Abendhimmel unter!
Bald aus des Morgenhimmels Thor
Steigt sie mit neuem Glanz empor.

D'rum wall't nur frohen Muthes
Wie sie, und thuet Gutes!
Dann schließt ihr fröhlich euern Lauf,
Und steht frohlockend wieder auf!

Krummacher.

Inhalt.


THE LIBRARY OF CONGRESS
Deacidified using the Bookkeeper process.
Neutralizing agent: Magnesium Oxide
Treatment Date: Nov. 2006
PreservationTechnologies
A WORLD LEADER IN PAPER PRESERVATION
111 Thomson Park Drive
Cranberry Township, PA 16066
(724) 779-2111



